

Wilhelm Schwendemann, Rivka Hollaender,
Detlef Theobald im Namen und im Auftrag des
Vorstands der Gesellschaft für Christlich-Jüdi-
sche Zusammenarbeit Freiburg (Hg.)

Freiheit – Vielfalt – Europa

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.

Verwendung und Verbreitung durch unautorisierte Dritte in allen gedruckten, audiovisuellen und akustischen Medien ist untersagt. Die Textrechte verbleiben beim Autor, dessen Einverständnis zur Veröffentlichung hier vorliegt. Für Satz- und Druckfehler keine Haftung.

Herausgeber:

Wilhelm Schwendemann, Rivka Hollaender, Detlef Theobald im Namen und im Auftrag des Vorstands der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg

www.winterwork.de

© 2014 edition winterwork

Umschlagseite:

Heike Kammerer, Waldkirch in Zusammenarbeit mit dem SAK Lör-rach (Hannes Deifel)

ISBN

Wilhelm Schwendemann, Rivka Hollaender,
Detlef Theobald im Namen und im Auftrag des
Vorstands der Gesellschaft für Christlich-Jüdi-
sche Zusammenarbeit Freiburg (Hg.)

Freiheit – Vielfalt – Europa

Einleitung

Es ist schon gute Tradition, dass sich die Freiburger Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit an der seit 1952 jährlich stattfindenden Woche der Brüderlichkeit aktiv beteiligt. Der SWR Freiburg ist der Gesellschaft dabei in jedem Jahr ein ausgesprochen freundlicher Gastgeber und zwar nicht nur, weil er die Räumlichkeiten des SWR-Studio Freiburgs für die jeweilige Eröffnungsveranstaltung zur Verfügung stellt. So auch im Jahr 2014, welches unter dem Motto: Freiheit – Vielfalt – Europa, stand. Schnell war am Abend des 10. März 2014 zu spüren, dass dieses Thema den Festrednern und der Festrednerin aus dem Herzen sprach. Die Resonanz des Auditoriums, die anschließenden Gespräche mit den zahlreichen Gästen sowie das positive Presse-Echo haben den Vorstand der Gesellschaft veranlasst, die Grußworte der Eröffnungsveranstaltung und Reden zur Woche der Brüderlichkeit 2014 in dieser kleinen Broschüre zusammenzufassen und zu veröffentlichen. Mag sie einen kleinen Beitrag dazu leisten, dass Europa sich auch weiterhin in Freiheit und Vielfalt zu einer Gemeinschaft weiterentwickelt, die das geschwisterliche Miteinander der abrahamischen Religionen als Selbstverständlichkeit erachtet.

Einladung durch den Oberbürgermeister der Stadt Freiburg, Dr. Dieter Salomon

Im Namen der Stadt und der Freiburger Bürgerschaft heiÙe ich alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer sowie Gäste zu den Veranstaltungen der diesjähri-gen „Woche der Brüderlichkeit“ willkommen. An erster Stelle steht ein herzlicher Dank an die Organisatoren, die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, sowie an alle weiteren beteiligten Institutionen.

Das Motto des diesjähri-gen Aktionstages „Freiheit- Vielfalt- Europa“ ist gleichzeitig das Jahresthema der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit 2014. Es umfasst drei große Themen der Gegenwart, die unsere Gesellschaft täglich beschäftigen und die bezüglich ihrer fundamentalen Bedeutung, ihrer Zusammenhänge und ihrer großartigen Chancen immer wieder neu betont und gestärkt werden müssen.

Für eine lebendige und urbane Stadtgesellschaft sind Vielfalt und Freiheit in vielerlei Hinsicht wichtige Eigenschaften. Ich bin dankbar für so viele Gruppen, Institutionen und Initiativen, die sich auf verschiedenen Ebenen dafür einsetzen, dass auch in Bildung und Erziehung diese Werte weitergegeben werden. Erst kürzlich hat in Freiburg die erste jüdische Kita (=Kindertagesstätte) eröffnet, die die Breite und Vielfalt unserer Freiburger Betreuungs- und Bildungslandschaft auszeichnet ergänzt.

Anlässlich des 60-jähri-gen Bestehens Baden- Württembergs feierten wir in Freiburg 2012 mit dem Festakt „Vielfalt macht den Unterschied“. 60 Jahre Baden-Württemberg sind auch 60 Jahre Migrationsgeschichte, die das Land so attraktiv, wirtschaftlich erfolgreich und kulturell spannend gemacht haben. Zehn Jahre zuvor fand der denkwürdige Freiburger Aktionstag „Für eine offene Stadt – gegen Fremdenhass und Rassenwahn“ gegen einen Nazi-Aufmarsch statt.

Die Freiburgerinnen und Freiburger zeigten damals, dass Rechtstextremismus und Fremdenfeindlichkeit in unserer Stadt und unserem Land keine Chance haben sollten. Die unfassbaren Morde der neonazistischen Untergrundorganisation NSU in den vergangenen Jahren haben uns aber auch schmerzlich daran erinnert, dass sich antisemitische und ausländerfeindliche Ressentiments hartnäckig in unserer Gesellschaft halten.

Wie schon in den Jahren zuvor gibt die Woche der Brüderlichkeit wieder einen hervorragenden Rahmen für einen politischen und gesellschaftlichen Diskurs über unsere Geschichte, unsere Gesellschaft heute und über ein gutes Miteinander verschiedener Nationalitäten, Religionen und Kulturen.

Dr. Dieter Salomon

Oberbürgermeister



*Abbildung 1
Bildcollage Amtszimmer des Oberbürgermeisters*

Begrüßung Rainer Suchan, Studioleiter des SWR Freiburg

Sehr geehrte Damen und Herren,
guten Abend und herzlich willkommen zur diesjährigen Eröffnung
der Woche der Brüderlichkeit.

Die Eröffnungsveranstaltung im SWR-Studio Freiburg hat schon Tra-
dition. Nur das Gesicht desjenigen, der Sie in diesem Jahr als Gast-
geber ganz herzlich begrüßt, ist neu.

Ich darf mich vorstellen: Rainer Suchan.

Seit Mai des vergangenen Jahres leite ich das Studio.
Damit habe ich also die Nachfolge von Claus Schneggenburger an-
getreten, den Sie sicherlich noch alle kennen. Er ist, wie man so schön
sagt, im verdienten Ruhestand.

Nun freue ich mich sehr, dass Sie auch in diesem Jahr wieder zu uns
gekommen sind.

Ich begrüße Sie alle ganz herzlich, besonders auch diejenigen, die
gleich zu Ihnen sprechen werden:

Herr Ulrich von Kirchbach, der Kulturbürgermeister der Stadt Frei-
burg,

Prof. Wilhelm Schwendemann von der Gesellschaft für christlich-jü-
dische Zusammenarbeit in Freiburg,

Rivka Hollaender von der jüdischen Gemeinde Freiburg,

Richard Ernst, Chawurah Gescher,

Stadtdekan Wolfgang Gaber von der katholischen Kirche,

und von der evangelischen Kirche, Dekan Markus Engelhardt.

Das diesjährige Motto der Woche der Brüderlichkeit Freiheit – Vielfalt – Europa ist auch für uns Journalisten ein stets wichtiges Motto. Die Begriffe begleiten uns sogar permanent.

Auch in der Region, in der, und für die wir arbeiten. In diesem Dreiland Deutschland – Frankreich- Schweiz (der manchmal auch etwas eigenwilligen Schweiz, was Europa angeht).

In diesem Dreiland, so scheint mir, ist Vielfalt in Europa in einem besonderen Maße spürbar. Grenzregionen haben immer eine besondere und eigene Dynamik.

Wir, vom Studio Freiburg, erleben jedenfalls das Berichtsgebiet Dreiländereck als sehr pluralistisch, sehr vielfältig.

Wir erleben es zum Teil als Europa regional, in jedem Fall erleben wir Europa ganz nah.

Im SWR stehen Aktualität und Regionalität ganz oben in den Unternehmenszielen. Das verpflichtet uns sehr stark zur Information aus den Regionen, für uns also aus Südbaden und dem Dreiländereck.

Wir haben hier in diesem Haus zur Zeit auch spannende Veränderungen und Entwicklungen zu bewältigen und zu gestalten. Wir schmieden Radio – Fernsehen und Online so weit wie möglich und sinnvoll zusammen. Trimedialität heißt das Zauberwort.

Wir reagieren damit auf die Nutzer, die zwischen den Medien immer weniger trennen.

Wir fragen uns dabei immer:

Wie verändern sich die Hörergewohnheiten in der Zukunft?

Wie reagieren wir auf neue Fernsehgewohnheiten ohne abzudriften ins Banale?

Und was passiert weiter im Internet?

Übernimmt das Netz immer mehr Radio, Fernsehen und auch die sozialen Kontakte?

Wie bringen wir Informationen an die Frau, an den Mann, und an die Jugend, in Zeiten wo es scheinbar nur noch um Informationshappchen übers Internet oder Smartphone geht.

Unser journalistischer, redaktioneller Leitplanken dabei und dafür sind auch die Begriffe, die sie als Motto zur Woche der Brüderlichkeit ausgegeben haben.

Freiheit – Vielfalt – Europa

Wir sind also nicht nur räumlich hier im Geiste zusammen, sondern auch geistig verwandt in diesen Prinzipien.

Aktuell schauen wir jetzt alle gebannt und auch angespannt auf die Ukraine, auf Russland auf Europa. Und natürlich auch wie Amerika in Europa auftritt.

Wir lernen gerade, wie eng global und regional beieinander liegen, wenn es um Freiheit geht um Vielfalt und um Europa.

Wir schauen aber auch weiter in die Welt, auf Syrien, immer auf den Nahen Osten, verstärkt aber auch auf Afrika.

Wir erleben im Wohnzimmer täglich über das Fernsehen, was fern von uns auf der Welt passiert, und wir erleben in direkter Nachbarschaft manchmal ganz direkt, was aus der globalen Welt bei uns ankommt:

Was und vor allem wer!

Eine Vielfalt von Menschen!

Viele Religionen, viele Motivationen, viele Gründe.

Es ist vor allem eine Vielfalt von Hintergründen, die Menschen zu uns kommen lässt!

Wir Journalisten berichten darüber, ganz aktuell und brauchen dabei auch immer einen Kompass zur Einordnung.

Wir setzen dabei sehr auf die Fachleute aus der Politik, aus der Verwaltung, aus den Kirchen, aus den Ehrenämtern, aus den Vereinen.

Und dabei erfahren wir oft, wie wichtig das Gespräch ist, die Neugier, etwas wissen zu wollen vom anderen, und sich miteinander aus-

einanderzusetzen, also etwas, das Ihren Umgang miteinander so sehr auszeichnet.

Sie sehen, Ihr Geist ein Mal im Jahr hier im SWR Studio, trägt auch bei uns Früchte.

Ich wünsche Ihnen für die Woche der Brüderlichkeit alles fruchtbar Gute und von Ihnen ausgehende weitere nachhaltige Impulse für ein Mehr an Dialogen!



*Abbildung 2 und 2a
Haupteingang des SWR-Studios in der Kartäuserstraße 45, Freiburg*

Ulrich von Kirchbach, Kulturbürgermeister der Stadt Freiburg

Sehr geehrter Herr Suchan,

Sehr geehrter Herr Professor Schwendemann,

Sehr geehrte Frau Hollaender,

Sehr geehrter Herr Ernst,

Sehr geehrter Herr Stadtdekan Gaber,

Sehr geehrter Herr Dekan Engelhardt,

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

mit der heutigen Veranstaltung eröffnen wir die diesjährige „Woche der Brüderlichkeit“ in Freiburg.

Mein herzlicher Dank gilt der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg, die auch in diesem Jahr das Programm der Woche der Brüderlichkeit verantwortet.

Die Vielfalt der Orte, an denen die verschiedenen Veranstaltungen stattfinden, spiegelt die gute Vernetzung und Verankerung der Freiburger Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im öffentlichen Leben unserer Stadt wider. Diese Vielfalt zeigt aber auch, dass das friedliche Miteinander von Christen und Juden, für das die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit steht, ein wichtiges Anliegen aller Beteiligten ist.

Ich darf die Orte nennen und gleichzeitig allen beteiligten Institutionen und Akteuren im Namen der Stadt danken: neben dem SWR Studio, in dem wir heute die Eröffnung feiern, sind dies die Jüdische Gemeinde, die Universität Freiburg, die St.-Andreas-Kirche in Weingarten, das Kommunale Kino, das Evangelische Forum im Ernst-Lange-Haus und die Katholische Akademie.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Vielfalt ist auch das richtige Stichwort für meine folgenden Ausführungen: Das Jahresthema 2014 der Gesellschaften für Christlich-Jüdischen Zusammenarbeit in Deutschland und damit auch das Motto der diesjährigen Woche der Brüderlichkeit lautet „Freiheit – Vielfalt – Europa“. Das Editorial des begleitenden Themenhefts beginnt mit folgenden Sätzen: „Unser Jahresthema 2014 ‚Freiheit – Vielfalt – Europa‘ ist groß. Jedes dieser Substantive würde schon für ein Jahresthema reichen, aber die ersten zwei vermitteln das, wofür Europa steht, oder stehen sollte.“

Ich kann dieser Feststellung, insbesondere auch dem kritischen Nachsatz „wofür Europa stehen sollte“, nur beipflichten. Gerade in der aktuellen ökonomischen Krisensituation darf nicht vergessen werden, dass Europa eben nicht nur ein Wirtschaftsraum mit weitgehend einheitlicher Währung, sondern auch eine Wertegemeinschaft ist.

Wie grundlegend Freiheit und Vielfalt für das „Modell Europa“ sind bzw. sein sollten, kann man in diesen Tagen in ganz unterschiedlichen Kontexten sehen, wobei Europa für mich nicht an den offiziellen EU-Grenzen aufhört. Leider zeigen diese Beispiele aber auch, dass zwischen politischem Anspruch und gelebter Wirklichkeit im Alltag eine große Kluft bestehen kann.

Ich denke dabei zunächst an die schwierige und komplexe Situation in der Ukraine. Ich hoffe und wünsche es den Menschen in der Ukraine sehr – ob sie in unserer Partnerstadt Lemberg oder in mehr an Russland orientierten Regionen leben, ob sie Christen, Juden oder Muslime wie die Krimtataren sind – dass Freiheit und Vielfalt fundamentale Werte für die Erneuerung ihres Staates und ihrer Gesellschaft sind.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Freiheit bedeutet auch Freizügigkeit – das ist ein Grundprinzip der europäischen Integration: Jeder EU-Bürger hat das Recht, sich niederzulassen, Ausbildung oder Arbeit zu finden und zu leben, wo er möchte.

Im Zuge der EU-Erweiterung im Osten sind 2007 Bulgarien und Rumänien der Europäischen Union beigetreten. Doch erst seit diesem Jahr haben Rumänen und Bulgaren die volle Arbeitsfreizügigkeit. Trotz Arbeitskräftemangel in Deutschland und breit gestreuter Qualifikationen werden die arbeitssuchenden Bulgaren und Rumänen bei uns nicht immer mit offenen Armen empfangen. Bejahung von Vielfalt und eine Willkommenskultur, die diesen Namen verdient, sehen anders aus.

Und schließlich ein weiteres Beispiel – der Schweizer Volksentscheid zur Begrenzung der Zuwanderung – der für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit in unserer Region zu paradoxen Entwicklungen führt: Ende Februar konnte man in der Zeitung lesen, dass die EU – als Konsequenz aus diesem Volksentscheid – die Schweiz aus dem europäischen Studentenaustauschprogramm Erasmus+ ausschließt. Dies bedeutet, dass Schweizer Studierende künftig nicht mehr von diesem Stipendienprogramm für ein Studium im europäischen Ausland profitieren können. Und nur einen Tag später konnte man wiederum lesen, dass sich die Hochschulen am Oberrhein zu einem gemeinsamem Verbund, dem sogenannten europäischen Hochschulcampus zusammenschließen wollen, für den die nationalen Grenzen keine Rolle mehr spielen sollen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

gegen die Angst vor Überfremdung, gegen Rassismus und Fremdenhass setzen wir in Freiburg die „offene Stadt“, in der wir Vielfalt als Bereicherung schätzen. Wenn wir diese Idee tatsächlich so verstehen wollen, dass Freiburg eine im besten Sinne europäische Stadt ist, die offen ist für alle, die friedlich in ihr leben wollen, dann sind nicht nur Politik und Stadtverwaltung gefordert, entsprechende Rahmenbedingungen zu gewährleisten, sondern wir alle sind ganz konkret in unserem Alltag gefordert.

Ich meine damit nicht einfach bloß Toleranz im alltäglichen nebeneinander leben, sondern eine aktive Willkommenskultur. Wir gestalten Europa in seiner Vielfalt ganz konkret, wenn wir auf den für uns Fremden mit Interesse und Neugier, mit Zugewandtheit und Hilfsbereitschaft zugehen – als Nachbar, als Kollegin, im Verein, in der Schu-

le, als Mitarbeiter der Ausländerbehörde, in der Kirchengemeinde, an der Uni, im Supermarkt oder wo immer sich Menschen begegnen.

In diesem Sinne wünsche ich der diesjährigen Freiburger Woche der Brüderlichkeit ein großes und buntes Publikum, engagierte Gespräche und mannigfaltige Anregungen für das gemeinsame Gestalten von Vielfalt und Freiheit in unserer Stadt.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



*Abbildung 3
Eingangsbereich und Wappen am Freiburger Rathaus*

Prof. Dr. Wilhelm Schwendemann, Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Freiburg

Sehr geehrter Herr Suchan, sehr geehrter Herr Bürgermeister von Kirchbach, sehr geehrte Vorstände der Jüdischen Gemeinde Freiburg und von Chawurah Gescher, sehr geehrter Herr Stadtdekan Gaber, sehr geehrter Herr Dekan Engelhardt, sehr geehrte Vorstandsmitglieder der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit; erst einmal gilt dem SWR als Hausherrn dieser Veranstaltung unser Dank, dass wir auch dieses Jahr wieder bei Ihnen zu Gast sein dürfen.

Drei Stichworte in einer spezifischen Reihenfolge Freiheit – Vielfalt – Europa sind vom Deutschen Koordinierungsrat ausgegeben worden, die uns zu denken geben: Die Sage von der schönen Königstochter Europa ist unser europäischer Gründungsmythos¹, wie die Redaktion des diesjährigen Themenheftes beschreibt, der von Migration, vom Weg- und Zuzug, freiwillig oder unfreiwillig handelt und damit von einer Situation, in der Menschen elementar darauf angewiesen sind, mit Vielfalt produktiv umzugehen und gelingendes Zusammenleben, Konvivenz, aktiv zu gestalten.

Unter Konvivenz versteht man deshalb die Fähigkeit, aber auch die Kunst, zusammenzuleben und die vielfältigen Ausgangslagen als Ressourcen des Zusammenlebens zu nutzen.

Wesentlich für das Gestalten des Zusammenlebens ist eine Haltung der Anerkennung, der Teilhabe und damit auch Beteiligungsgerechtigkeit. Die Haltung der Anerkennung zieht die Frage nach den Bedingungen gelingender Lebensbewältigung inmitten einer

1 http://www.deutscher-koordinierungsrat.de/sites/default/files/downloads/DKR/Vorwort_Themenheft2014.PDF

komplexer werdenden Erfahrungswelt und inmitten konkurrierender Sinnansprüche und Wertvorstellungen nach sich.²

Der Sozialpsychologe Heiner Keupp beschreibt die Situation folgendermaßen: „*Der Weg in die moderne Gesellschaft ist, so gesehen, auch ein Weg in eine zunehmende soziale und kulturelle Ungewissheit, in eine moralische und wertemäßige Widersprüchlichkeit und in eine erhebliche Zukunftsunsicherheit.*“ (Keupp 2012, S. 8).

Wenn wir in diesen Tagen z.B. an die Ukraine denken und schmerzlich an die wertemäßigen Widersprüchlichkeiten zwischen einer menschenrechtsorientierten und einer imperialen Politik denken, dann stehen sowohl persönliche, individuelle, soziale Freiheiten auf dem Spiel, aber auch die europäischen Ideen von Menschenwürde und das europäische Ideal einer Wertegemeinschaft sind am Zerbrechen. Anerkennungsansprüche anzuerkennen, gehört damit zur Voraussetzung gelingender politischer Arbeit am Projekt der Konvivenz, am Projekt des gelingenden Zusammenlebens, weil sich in der Anerkennung des Anderen, religiös gesprochen, die Entsprechung zur Gottebenbildlichkeit des Anderen zeigt. In der Missachtung des Anderen zeigt sich dann auch eine Missachtung der Menschenwürde und der Gottebenbildlichkeit des Anderen (vgl. Härle 2010, S. 71), wie die Auslegungstraditionen der beiden großen Erzählgemeinschaften Judentum und Christentum betonen.

Die Menschenwürde als Ausdruck des Humanen ist die „*Realisierung der Bestimmung des Menschseins am Ort des Individuums.*“ (Preul 1998, Sp. 1583) Das bedeutet, dass Persönlichkeitsbildung selbst auf religiöse Überzeugung angelegt sein muss, weil das Ziel der Bildung in der Selbstbestimmung des Menschen als Ausdruck der von Gott gegebenen Würde liegt. Das hat Europa nicht aus sich selbst hervorgebracht, sondern ist Kerngedanke der drei abrahamischen Religionen, die ihren Ursprung im Nahen Osten, der zu Asien gehört, haben.

2 Siehe auch Jürgen Rausch und Wilhelm Schwendemann (2013): Gerechtigkeit als Beteiligung und Anerkennung – wertschätzender Umgang in der Jugendhilfe, in: Schwendemann, Wilhelm & Puch, Hans-Joachim (2013) [Hg.]: Theorie – Praxis – Partizipation, Freiburg: FEL; S. 39–54, hier S. 39.

Diese Würde wahrzunehmen, setzt ihre Anerkennung voraus und dieser Prozess selbst kann m.E. nur im Medium der Freiheit geschehen (Rausch & Schwendemann 2013, S. 43). Modern gesprochen heißt das: Anerkennung und Würde gehören zu den identitätsstiftenden Merkmalen von Subjektivität bzw. zur praktischen Selbstbeziehung des Einzelnen (Rausch & Schwendemann 2013, S. 43). Anerkennung wird dabei als Verhältnis reziproker, d.h. gegenseitiger, Intersubjektivität interpretiert, wobei die Ermöglichung von Freiheit Voraussetzung dieser Beziehung ist.

Nichtanerkennung, Respektlosigkeit, Nichtwertschätzung führen zu massiven Schädigungen und zu sozialen Verwerfungen; dagegen öffnen Wertschätzung und Anerkennung spezifische Fähigkeiten und öffnen neue Handlungsmöglichkeiten (vgl. Axel Honneth 2008; 2009; 2010; 2011; 2012) von Individuen und selbst von Gesellschaften.

Deutlich ist in dieser Zusammenschau, dass sich individuelle Freiheit – Selbstbestimmung und gesellschaftliche Gerechtigkeit ergänzend zueinander verhalten, denn gerecht kann in dieser Perspektive nur das sein, was den Schutz, die Förderung und die Verwirklichung der Subjekte einer Gesellschaft fördert (vgl. Honneth 2011, S. 40ff; Rausch & Schwendemann 2013, S. 45).

Entscheidend ist in diesem Prozess das Moment der gegenseitigen Anerkennung als Schlüssel individueller Freiheit: *„Beide Subjekte müssen gelernt haben, sowohl ihre jeweiligen Ziele für ihre Gegenüber verständlich zu artikulieren, als auch dessen Äußerungen angemessen zu verstehen, bevor sie sich wechselseitig in ihrer Abhängigkeit anerkennen können.“* (Honneth 2011, S. 86)

Das menschliche Gegenüber fordert ein Verhältnis wechselseitiger Anerkennung, weil die Verwirklichung der eigenen Subjektivität vom Gelingen der Subjektivität und Freiheit des Anderen abhängt, sogar letztlich voraussetzt (Rausch & Schwendemann 2013, S. 45).

Die drei großen monotheistischen Religionen, Judentum, Christentum und Islam bieten religiöse Grundlagen an, die als Fundament gelingenden Zusammenlebens auf menschliche Beziehungen setzen, die aus der Beziehung zu GOTT, aus der dialogischen Beziehung zum ewigen DU resultieren und die aktive Anerkennung

des Anderen, des Fremden miteinschließen. Wenn sich Europa als so verstandene Wertegemeinschaft jenseits schöner Sonntagsreden auf die religiösen Grundlagen der Aufklärung und der universalen Menschenrechte besänne, wäre ein großer Schritt getan.

In den Veranstaltungen zur diesjährigen Woche der Brüderlichkeit wollen wir auf diesem Weg ein wenig weiterkommen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



**Gesellschaft
für Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit
Freiburg**

Abbildung 4

Logo der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Literatur

- Härle, Wilfried (2010): *Würde. Groß vom Menschen denken*, München: Diederichs.
- Honneth, Axel (2008): *Anerkennung – Facetten eines Begriffs*, Berlin: Akademie Verlag (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 56/2008, S. 6).
- Honneth, Axel (2009): *Das Andere der Gerechtigkeit. Aufsätze zur praktischen Philosophie*. 4. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1491).
- Honneth, Axel (2010): *A theory of justice as analysis of society. Preliminary remarks on a research program*. In: Soeffner, Hans-Georg [Hg.] (2010): *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008*, Bd. 2, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 707–716.
- Honneth, Axel (2011): *Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit*, Berlin: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (2012): *Das Ich im Wir. Studien zur Anerkennungstheorie*. 3. Aufl., Berlin: Suhrkamp (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft).
- Keupp, Heiner (2012): *Capability. Verwirklichungschancen für eine positive Jugendentwicklung*. Freiburg i.B.: Centaurus (Centaurus pocket apps, 24). Online verfügbar unter <http://www.socialnet.de/rezensionen/isbn.php?isbn=978-3-86226-181-9>.
- Preul, Reiner (1998): *Art. Bildung IV*. In: RGG (4. Auflage), Band 1, Sp. 1582–1584.
- Rausch, Jürgen & Schwendemann, Wilhelm (2013): *Gerechtigkeit als Beteiligung und Anerkennung – wertschätzender Umgang in der Jugendhilfe*, in: Schwendemann, Wilhelm & Puch, Hans-Jochen [Hg.] (2013): *Theorie – Praxis – Partizipation*, Freiburg: FEL, S. 39–54.
- Stojanov, Krassimir (2011): *Bildungsgerechtigkeit. Rekonstruktionen eines umkämpften Begriffs*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (SpringerLink: Bücher).

Rivka Hollaender, Jüdische Gemeinde Freiburg

Schalom! Frieden über Euch, Brüder und Schwestern! Vielmehr sollte ich anstelle von Woche der Brüderlichkeit Woche der Geschwisterlichkeit sagen, also Schalom zur Woche der Geschwisterlichkeit, obwohl das einige nicht gern hören. Dieses Jahr sage ich, Schalom, große Mischpoke. Mischpoke ist hebräisch und heißt Familie, also Schalom große Familie. Unser Thema dieses Jahr ist: Freiheit – Vielfalt – Europa. Ich hoffe, dass heute alle zu unserer Eröffnung freiwillig gekommen sind, freiwillig oder aufgrund einer freien Entscheidung. Sie haben sich heute frei entschieden, mit uns die Eröffnung der Woche der Geschwisterlichkeit zu feiern. Ich, Rivka Hollaender, habe mich freiwillig entschieden, hier in Deutschland in Freiheit zu leben. Bevor ich heute hierher kam, habe ich in den Spiegel geschaut und festgestellt, dass unser Jahresthema auf mich persönlich sehr gut zutrifft.

Meine Eltern, Dov und Hanna, kommen aus dem Teil Europas, der heute zu Rumänien gehört. Kennengelernt haben sie sich im ehemaligen Jugoslawien, zur Heirat haben sie sich auf Zypern entschieden und geheiratet haben sie dann letztlich in Israel, wo sie heute noch in Haifa leben. Ich selbst heiße Hollaender mit Nachnamen und lebe in Deutschland – wo gibt es mehr Vielfalt und Freiheit als in meiner eigenen Lebenssituation?

Wenn wir über eine große Familie sprechen, habe ich natürlich auch die jüdische Gemeinde in Freiburg im Blick, und wenn wir nach dem Gebet und Gottesdienst zum Kiddusch (Segensgebet am Schabbat und an Feiertagen vor der Mahlzeit) an einem Tisch sitzen, dann hören wir viele verschiedene Sprachen, z.B. Deutsch, Hebräisch, Französisch, Russisch, Ukrainisch, Spanisch und Rumänisch, manchmal auch Ungarisch, Polnisch und auch Schwedisch – das kann von Juden, Christen, anderen Gästen kommen und genauso finden wir eine Vielfalt von Speisen auf dem gedeckten Tisch vor: Kartoffelsalat aus Deutschland, Blinis und Borscht aus Osteuropa, Mamalige (ähnlich

wie Polenta) auch aus Osteuropa und aus Italien. Dazu eine kleine Anekdote: Ich war bei einer Freundin in Mexiko zu einem ganz besonderen Essen eingeladen – ich betonte vorher, dass ich u.a. kein Schweinefleisch esse und die Freundin hat mir versprochen, es komme nur Vegetarisches auf den Tisch. Dann kam ein schön gefaltetes Bananenblatt auf einem Teller und als ich es öffnete, musste ich laut lachen. Nach einigen Sekunden Heiterkeit habe ich zu ihr gesagt: Mit Mamalige (Polenta) bin ich groß geworden und das ist fast ein Nationalgericht in Rumänien (ausholende und Vielfalt beschreibende Armbewegung von Rivka Hollaender während der Rede). Noch auf unserem Kiddusch Tisch findet man dann weiter israelische Salate, Humus (Kichererbsenbrei), Falafel, Schabbatbrote, koscheren spanischen oder französischen Wein – also hier kann man ganz einfach den Begriff „Vielfalt“ begreifen und auch darstellen: Viele Sprachen – Vielfalt im Essen – Vielfalt in Kultur und Tradition und das in einer so kleinen jüdischen Gemeinde wie Freiburg. (Leider sind heute Abend nur wenige aus der hiesigen Gemeinde anwesend).

Gehen wir auf die Straße hinaus, dann treffen wir Menschen, die Türkisch, Italienisch, Schweizerdeutsch, Griechisch, Arabisch oder Deutsch sprechen – im Stadtbild nehmen wir thailändische, persische, chinesische, russische und indische Restaurants wahr und essen Spaghetti, Pizza, Sushi, Döner, Kebab, Pita, Baguette und Fladenbrot, was für uns heute mehr oder weniger selbstverständlich und Bestandteil unseres Alltags ist. Wir kaufen in türkischen, russischen und deutschen Geschäften ein und sind dabei frei, wenn wir das tun. In Europa, d.h. in vielen Ländern Europas, bezahlen wir mit dem Euro, mit dem gleichen Geld. Das alles verbindet uns, gibt uns Inhalt und Halt im Leben, macht uns reich, gibt uns die Option, Bücher, Heilige Schriften, Literatur in den Originalsprachen wie z.B. Englisch, Französisch, Russisch, Griechisch, Latein, Arabisch und Hebräisch ohne Verbote zu lesen. Jeder/Jede kann für sich entscheiden, welche Sprachen präferiert werden. Das macht das Leben attraktiv, manchmal kompliziert, aber immer reich und vielfältig.

Wir müssen unsere Herzen, Augen und Ohren öffnen und einen Weg finden, wahrzunehmen, dass uns Europa diese Vielfalt bietet. Europa ist klein geworden im Maßstab der ganzen Welt und trotzdem

treffen viele Kulturen, Sprachen und Traditionen aufeinander und zueinander. Genieße es und sage DANKE für dieses Glück und Schicksal, dass wir in Europa frei leben können. Uns ist möglich, zu reisen, verschiedene Menschen zu treffen, verschiedenes Essen zu probieren und noch vieles mehr. Genieß es! Einer soll dem anderen die Hand geben, miteinander sprechen; das schafft Missverständnisse aus der Welt und man/frau kann immer vom anderen lernen. Wir sind eine große Familie, eine große mischpoke, die eigentlich um einen großen Tisch sitzt. Wenn wir uns unser Motto Freiheit-Vielfalt-Europa in Erinnerung rufen, dann wünsche ich zum Schluss am gemeinsamen Tisch nur:

Guten Appetit, viel Spaß und Erfolg!

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.



Abbildung 5
Synagoge der Israelitischen Gemeinde Freiburg

Richard Ernst, Egalitäre Jüdische Chawurah Gescher e.V. Freiburg

Sehr geehrte Damen und Herren, im Namen der Egalitären Jüdischen Chawurah Gescher begrüße ich die Vertreter der Stadt, sowie Vertreter und Mitglieder von politischen, kulturellen und religiösen Einrichtungen, ... insbesondere

Herrn Rainer Suchan (SWR),

Herrn Ulrich von Kirchbach (Stadt Freiburg),

Herrn Wolfgang Gaber (Kath.),

Herrn Markus Engelhardt (Evang.)

liebe Rivka Hollaender,

lieber Wilhelm Schwendemann,

das Thema der diesjährigen „Woche der Geschwisterlichkeit“ ... äh ... „Brüderlichkeit“ lautet bekanntlich „Freiheit – Vielfalt – EUROPA“.

Stellen Sie sich vor FREIHEIT und VIELFALT wären ein neues Medikament, das mit entsprechendem Marketing und allem was dazu gehört in diesen Tagen „auf den Markt geworfen“ wird ... entwickelt, hergestellt und vertrieben vom weltweit agierenden Multikonzern „Europa“ ... ;-).

Die beiden Produkte wären DIE Kassenschlager, Medikamente die bei den Aktieninhabern von „Europa“ euphorische Reaktionen auslösen würden, Überstunden in den Produktionsstätten, genervte Verkäuferinnen, lange Schlangen von potenziellen Konsumenten vor Apotheken und Drogerien ... welch Widerspruch schon bei der Markteinführung ...

In der Tat, die beiden Produkte versprechen viel, sind „vielversprechend“.

FREIHEIT – VIELFALT ... Lassen Sie uns diese beiden Medikamente, Produkte ... zusammen mal näher unter die Lupe nehmen und schauen wir mal, was für uns als Menschen, Mitbürger der Stadt und der Region von Interesse ist, uns interessieren sollte.

Hierbei orientiere ich mich in Teilen an den Inhalt des Themenhefts zur diesjährigen Woche der Brüderlichkeit, herausgegeben vom „Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaft für Christlich – Jüdische Zusammenarbeit e.V.“

Schauen wir uns aber zunächst den „Konzern“ EUROPA an. Wo beginnt Europa? Wo endet Europa? In welchen „Grenzen“ gibt es ein geografisches Europa? In welchen Grenzen gibt es ein politisches (handlungsfähiges) Europa?

In welchen Grenzen definiert sich ein militärisches europäisches Bündnis?

In welchen Grenzen definiert sich ein kulturelles Europa?

Gab und gibt es ein christlich geprägtes Europa mit jüdischen und muslimischen Einflüssen? Gibt es ein „europäisches Judentum“?

Fragen, die je nach Standort der Betrachtung unterschiedlich beantwortet werden können und von mir heute nicht beantwortet werden kann.

Europa war und ist ein Produkt unterschiedlich stark ausgeprägter Regionen, Machtbereiche, wirtschaftlicher Vorstellungen und unterschiedlichen Sprachen. Europa war vor 2000 Jahren ein anderes Europa als heute. Ähnlich dem Entstehen, Ausbilden und gegenwärtigen Zustand von Judentum und Christentum verhält es sich mit dem geografischen Anhängsel Asiens, welches wir Europa nennen, wie wir es glauben zu kennen und versuchen zu begreifen.

Fernab mythologischer Betrachtungsweisen war Europa auch schon vor 2000 Jahren in einer vergleichbaren Situation – wie heute –, Stichworte wie „Wohlstandssicherung“, „Einflusssphären“, „Zuwanderung“ mögen als Beispiel dienen ...

(Achtung Rätselaufgabe)

Ein „Europäer“ in Ellon (Schottland), Ulrum (Holland), Ramin (I. Rügen/D) oder in Ostrava (Slowakei), hat vielleicht andere Vorstellungen vom „Haus Europa“ als in Prizren (Kosovo) und Agnita (Ru-

mänien) oder in Edirne (Türkei), Eresos (I. Lesbos/GR) oder, aktuell, in Rovno (Ukraine).

Zur Erinnerung: Dieses vergleichsweise kleine Stück unserer Erde war vor 2000 Jahren (römischer Einfluss) ein anderes Europa als vor 1000 Jahren (Ausbreitung des Christentums und des Islams), ein anderes als vor 500 Jahren (Entdeckung Amerikas), ein anderes als vor 100 Jahren (Europäische Großmächte und ihre außereuropäischen Kolonien), ein anderes Europa nach 1914, 1918 (Anfang und Ende des 1. Weltkriegs), 1933, 1945 (Machtergreifung Hitlers, Ende des 2. Weltkriegs), 1949 (Gründung der Bundesrepublik Deutschland), 1989 (Fall des „Eisernen Vorhangs“), 1991 (Beginn des Bürgerkriegs im auseinanderfallenden Jugoslawien) u.s.w. Europa ist in Teilen aufgrund verschiedener politischen und wirtschaftlichen Kooperationen und befördert durch eine mobile und vernetzte Welt auf verschiedenen Ebenen „näher gerückt“.

In vielen Staaten gilt der „Euro“ als einheitliche Währung ... wer erinnert sich noch an die verschiedenen Währungen vor Einführung des Euros?

Das sog. „Schengener Abkommen“ erleichtert den Grenzübertritt von Menschen, Ideen, Waren und Geld ... wer erinnert sich noch an die zahlreichen Grenzübergänge zu Frankreich, Belgien, Niederlande? Grenzen werden so fast bedeutungslos, trotz mancher Sprachbarrieren. Die „Vernetzung“ via Internet tut ihr übriges. Dies gilt auch in besonderem für die in Europa lebenden Juden.

Mit dieser Entwicklung entstehen neue, manchmal ungewohnte Einblicke, Ansichten, Einsichten und Inspirationen. Das Judentum wird so noch bunter, die Einflüsse vermischen sich mal mehr mal weniger. Im 18. und 19. Jahrhundert, als die sog. „Emanzipation der Juden“, manchmal launenhaft diktiert von den regierenden Fürsten und Königen Europas, ihre „Blüte“ zeigte, fanden sich mutige jüdische Frauen und Männer, die eine Freiheit in der Liturgie suchten und darum rangen, mit dem Ergebnis, dass nach nahezu 200 Jahren das Judentum eine reiche Vielfalt präsentiert, die sich die damaligen Frauen und Männer nie zu erträumen wagten.

In einigen Wochen beginnt Pessach, wir erinnern uns an die Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens und der im weiteren Verlauf daraus resultierenden Transformation zu dem Judentum dass sich daraus weiter entwickelte und noch weiterentwickelt. In jeder Generation müssen wir uns so betrachten, als wären wir selbst aus Ägypten ausgezogen.

Neue Kontakte entstehen, auch im Bereich des Austauschs zwischen Juden, Christen, Muslimen und anderen Religionen. Manche mögen diesen Umstand als „Fluch“ empfinden, andere empfinden diese Entwicklung als „Segen“ ..., auch hier gilt:

„Die ganze Welt ist eine schmale Brücke, aber das Entscheidende ist, keine Angst zu haben“ ...

... Ob den wagemutigen, verzweifelten, heimatlosen, mittellosen, oft verfolgten, oft entwürdigten afrikanischen Flüchtlingen auf der italienischen Insel Lampedusa, sofern sie die Insel lebend erreichen, die Worte von Rabbi Nachman von Braslav in all ihrer Bedeutungsvielfalt bekannt wären, wenn sie die Worte kennen würden?

Und den Sinti und Roma in der Slowakei, in Ungarn, in Rumänien? Wie würden sie diese Worte im Bezug zu Europa interpretieren? Und die Flüchtlinge aus Syrien?

Das Europa hat eine lange, für alle oftmals schmerzhaft entwickelte Entwicklung durchgemacht. In welche Richtung dieser Entwicklungsprozess noch führen wird, sollte nicht alleine den Politikern vorbehalten bleiben, wir sollten uns einmischen, damit im Haus Europa gemäß der Aussage des Propheten Micha (Kap. 4) „... Jedermann ... unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum sitzen und niemand ihn aufschrecken wird ...“ Wenn uns das Wohl Europas mit all seinen Idealen und Zielsetzungen, die nicht immer einfach umzusetzen sind, am Herzen liegt, tragen wir als Mitarbeiter dieses Unternehmens Verantwortung, ganz gleich welcher Abteilung wir im „Hause Europa“ angehören. Europa trägt auch Verantwortung gegenüber Ländern und Regionen, die nicht zum „Haus Europa“ gehören. Mit Weitblick, Umsichtigkeit, fördernd und nicht belehrend. Europa ist das Produkt der Menschen, die in Europa, leben. Es liegt also auch an uns selbst wie das Europa der Zukunft aussehen wird. Bald sind Europa-Wahlen ...

In diesem Sinne: Das Europa der „Europäer“ kann Vielfalt erhalten und fördern, wenn wir, die Europäer, an der Stabilität und Stärkung sowie der Vielfalt und Gleichberechtigung in Religion, Gesellschaft, und Kultur und allen Regionen Europas mitarbeiten, jeder mit seiner eigenen Art, mit seinem Können, Wissen und persönlich machbaren Engagement mit der Zielvorgabe: Europa ist Vielfalt und ohne Vielfalt kein Europa.

Ohne Vielfalt keine Freiheit. Freiheit bedingt auch Anerkennung der Vielfalt.

Betrachten wir uns das „Produkt“ Freiheit.

Claude G. Montefiore sagte einmal:

„Die Freiheit ist freiwilliger Gehorsam gegenüber einer Vernunft, die mehr und größer als unsere persönliche Vernunft ist.“

Oder wie es einmal Franz Rosenzweig ausdrückte:

„Der Mensch muss lernen, an seiner Freiheit zu glauben. Er muss glauben, dass sie, wenn sonst vielleicht auch überall beschränkt, (die Freiheit) Gott gegenüber ohne Grenzen ist.“

Das Produkt Freiheit wird oft missverstanden, manchen gilt es als das ASPIRIN für allerlei Wehwehchen. Freiheit hat für einen Gefängnisinsassen eine andere Bedeutung als für einen Flüchtling aus dem Sudan und hat eine andere Bedeutung für einen kritischen Menschen in Minsk. Ja ... aber ... bedeutet Europa auch „grenzenlose Freiheit“?

Es gibt im Zusammenleben der Menschen auf der Welt keine grenzenlose Freiheit. Auch nicht in Europa. Freiheit hat Grenzen aber diese Grenzen dürfen nicht missbraucht werden, nicht in der Form, dass Institutionen, Parteien, Regierungen im Namen der „Freiheit“ Initiativen, Gesetze, Vorgaben je nach „Logik“ und dem Erstreben des eigenen Vorteils willen zu diktieren versuchen. Freiheit hat seinen „Preis“ und ist nicht kostenlos.

So paradox es klingen mag, manchmal muss Freiheit erkämpft, befreit werden, dabei müssen jedoch die Menschenrechte beachtet, respektiert werden.

Hierbei sollten wir uns genau so einsetzen, wie wir uns für Europa und seine Vielfalt einsetzen. Egal ob Christ, Jude, Muslim oder Anhänger einer anderen Religion oder Anschauung.

Martin Buber sagte einmal: „Bei sich selbst anfangen, aber nicht bei sich selbst enden; von sich selbst ausgehen, aber nicht sich selbst zum Ziel haben; sich selbst verstehen, aber nicht zu stark mit sich selbst beschäftigt sein“.

Schalom und Vielen Dank.



Abbildung 6

Logo von der Homepage Egalitäre Jüdische Chawurah Gescher e.V.

Stadtdekan Wolfgang Gaber, Katholische Kirche Freiburg

Sehr geehrte Anwesende in der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg e.V., liebe Schwestern und Brüder!

Ich habe diese Anrede gebraucht, da ich auf eine bewegende Begebenheit im Vatikan hinweisen möchte. Eine jüdische Delegation hatte sich bei Papst Johannes XXIII angemeldet und war gespannt, wie er der Delegation gegenüber treten würde. Zur großen Überraschung begrüßte er sie mit ausgebreiteten Armen und sprach: „Ich bin Josef, Euer Bruder!“

Diese biblische Reminiszenz hat tief beeindruckt und wirkt bis heute nach.

Seit mehr als 60 Jahren haben wir die Woche der Brüderlichkeit als Bekenntnis für ein respektvolles und dialogbereites Miteinander der verschiedenen Religionen. Mit der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille für den ungarischen Schriftsteller György Konrád wurde am Sonntag die Woche der Brüderlichkeit eröffnet. Schleswig-Holsteins Ministerpräsident Torsten Albig rief dazu auf, dass die Erinnerung an die nationalsozialistische Gewaltherrschaft wach gehalten werden müsse. Nur, wer sich erinnert, stellt sich von Anfang an gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Antisemitismus. Der Weg der Toleranz muss energisch weitergegangen werden. Intoleranz und Hass dürfen nicht geduldet werden. Die Europawahl bietet die Chance, sich den Hasspredigern entgegenzustellen. Europas Stärke ist die Vielfalt. Und auch wir hier in Freiburg arbeiten daran, in ökumenischer Verbundenheit zum Wohle der ganzen Stadt!

Die bundesweite Aktionswoche steht unter dem Thema: „Freiheit – Brüderlichkeit – Europa“. Dieses Motto findet umso mehr Bedeutung, wenn wir unseren Blick in die Ukraine und Russland richten.

Mit 88 % kommt ein großer Anteil der Gemeindemitglieder der israelitischen Gemeinde Freiburg in der Nussmannstraße 14 aus der

Ukraine. 7 % sind aus Russland zugewandert. Da sind wir in diesen Tagen mit großer Anteilnahme und Sorge, in Gedanken, in diesen Ländern. Das Gebet ist da eine kräftige Brücke!

Charlotte Knobloch, bis 2010 Präsidentin des Zentralrates der Juden in Deutschland sagte einmal: *„Als Christen und Juden ist es unsere Pflicht, den Menschen, gerade den Jüngeren, Halt zu geben, Mut zu machen, Mut, zu sich selbst zu stehen: Mut, für unsere Gemeinschaft, unsere Werte einzustehen, für Frieden, Freiheit, Demokratie, Menschenrechte und das respektvolle Miteinander!“*

Als Stadtdekan der Katholischen Kirche grüße ich im Namen der 32 Pfarrgemeinden und 12 Seelsorgeeinheiten recht herzlich Sie, als Teilnehmerinnen und Teilnehmer und alle Gäste zu dieser Woche der Brüderlichkeit 2014, die seit 1952 durchgeführt wird.

Als Menschen unserer Erde gehören wir auf diesem blauen Planeten alle zusammen und sind deshalb tatsächlich Schwestern und Brüder. Da bleibt uns Papst Johannes der XXIII ein Vorbild und heutzutage setzt Papst Franziskus in diesem Sinn ebenfalls kräftige Zeichen. Es braucht ein gutes Miteinander der verschiedensten Nationalitäten, Religionen und Kulturen und so grüße ich Sie alle und wünsche ein gutes Gelingen aller Veranstaltungen und vor allen Dingen den Segen von oben!



Abbildung 7

Erzdiözese Freiburg, links: Erzbischöfliches Ordinariat, rechts: Freiburger Münster

Dekan Markus Engelhardt, Evangelische Kirche Freiburg

„Räumt die Steine hinweg!“

Ich möchte unsere Aufmerksamkeit auf ein Wort der Bibel richten, das mir oft in den Sinn kommt, wenn ich über Sinn und Ziel interreligiöser Kontakte nachdenke. Es kommt aus der Hebräischen Bibel, unserem Alten Testament. Bei dem großen Propheten Jesaja heißt es im 62. Kapitel: *„Machet Bahn, machet Bahn, räumt die Steine hinweg! Richtet ein Zeichen auf für die Völker!“* (Jes 62,10). Dieser Ruf des Propheten wird in dunkler, dürrtiger Zeit laut. Nach dem Exil in Babylon sind die Deportierten in ihr Land und nach Jerusalem zurückgekehrt. Aber das war kein Triumph. Der Tempel zerstört, Jerusalem in Trümmern, das Land unter fremder Herrschaft – da machte sich schnell wieder eine lähmende Zukunftslosigkeit breit.

Der Prophet Jesaja wendet sich gegen diese Müdigkeit und Depression. Er ist ein großer Erneuerer. Er reißt Frauen und Männer mit seinen Bildern mit. Dies Bild spricht vom Straßenbau. Straßenbau ist Knochenarbeit. In vielen Gegenden dieser Erde müssen zuerst Steine weggeräumt werden, damit Straßen, Verbindungswege gebaut werden können, auf denen Menschen zueinander kommen.

„Machet Bahn, räumt die Steine hinweg!“ Damit das nicht nur ein schönes biblisches Bild bleibt, sondern erfahrbare Wirklichkeit wird, auch dazu sind wir heute Abend zusammen. Gäbe es die Woche der Brüderlichkeit nicht seit über 60 Jahren, man müsste sie erfinden. Gerade heute! Denn zu Illusionen ist kein Anlass: Auf dem Weg, den Christen und Juden miteinander und, wenn wir ehrlich sind, vielerorts immer noch nebeneinander her oder gar gegeneinander gehen, liegen noch viele Steine. Vielen von Ihnen wird das Bild einer Steinwüste in Erinnerung sein, wenn Sie einmal im Süden Israels, im Negev oder in

Ägypten am Sinai gewesen sind. Soweit das Auge reicht: zerklüftetes Gelände, Brocken, Felsen, Schluchten. Um da durchzukommen, müssen zuerst die Steine weg. Aber auch dann entsteht nicht sofort eine breite Asphaltstraße. Der Weg bleibt mühsam, er geht auf und ab, manchmal steil und an Abgründen entlang. Schwieriges Gelände! Nur wer Geduld hat und Energie aufbringt, kommt weiter. Ein anschauliches Bild für die Gemengelage, in der wir sind. Der Weg zumal der drei monotheistischen Religionen ist immer noch übersät von schweren Steinen. Ich möchte drei Steine nennen, die weggeräumt werden müssen, um dem Vorwärtskommen eine Chance zu geben.

Da ist einmal der Stein der Unkenntnis. Es gibt bei uns Christen gegenüber Juden und auch Muslimen jede Menge Missverständnisse, schlicht auf Grund mangelnder Kenntnis. Viele Menschen haben in ihrem Leben nie wirkliche persönliche Begegnungen mit Menschen dieser Religionen gehabt. Was jüdisches und muslimisches Leben bedeutet – im Alltag und an den großen Festtagen, in der Woche und am Sabbat bzw. am Freitag – davon wissen sehr viele so gut wie gar nichts. Wie soll man aber sinnvoll mit jemandem umgehen, den man nicht kennt? Es gehört zu den großen Verdiensten der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, dass sie hilft, diesen Stein der Unkenntnis beharrlich beiseite zu wälzen.

Der zweite Stein ist eine unmittelbare Folge des ersten. Es ist der zentnerschwere Stein des Vorurteils. Wo man vom Judentum wenig weiß, nisten sich leicht schlimme Vorurteile ein. Die christlich-jüdische Geschichte in Deutschland und in Europa hält solche Vorurteile bekanntlich überreich bereit. Ich erinnere an die Karikatur des „Pharisäers“, oder an den angeblichen „alttestamentarischen Rachegott“. Wer gedacht und gehofft hat, das sei doch nun allmählich überwunden, der erfährt immer wieder, dass solche Klischees doch noch in vielen Köpfen stecken und leicht reaktiviert werden können – leider auch noch bei nicht wenigen gläubigen Christen. Jüdische Künstler und Autoren haben Wichtiges dazu geleistet, den Stein solcher Vorurteile wegzuräumen. Ich denke nur an die Bilder von Marc Chagall und an die reichliche jüdische Literatur, die in den letzten Jahrzehnten in Deutschland erschienen ist. Auch die Kirchen haben hier ihren Beitrag eingebracht. Das „Alte Testament“ ist nicht finsternes Gesetz im

Gegensatz zum leuchtenden Evangelium des Neuen Testaments, wie es lange gesehen wurde.

Ich nenne schließlich als dritten Stein den Unglauben. Das mag Sie überraschen, denn ist es nicht gerade der unterschiedliche Glaube von Juden, Christen und Muslimen, der ihrem Miteinander im Wege steht? Sind es denn nicht die Fanatiker und Fundamentalisten auf allen Seiten, die jede Versöhnung und Annäherung unterlaufen? Sicher, der Fundamentalismus ist eine schlimme Geißel. Aber da kehre jeder vor seiner eigenen Tür! Leidenschaftlich glauben, seinen Halt in Gott finden heißt jedenfalls gerade nicht Fundamentalist sein. Das können wir zurzeit eindrucksvoll an einem Menschen wie Papst Franziskus sehen. Er bezeugt seinen Glauben an Jesus Christus mit südamerikanischer Leidenschaft – und tut dies zugleich auf eine Weise, die so offen und einladend ist, dass auch viele Anders- und Nichtglaubende mit ganz neuer Aufmerksamkeit hinhören und diesen Papst ernst nehmen.

Deshalb halte ich fest: Wenn Christen, Juden und Muslime in ihrem je eigenen Glauben fest wurzeln und darum frei und fröhlich ihren Blick auf Gott richten und ihr Gebet zu Gott sprechen, dann können sie sich keine Scheuklappen anlegen und den jeweils anderen nicht sehen wollen, der eben dies mit gleicher Hingabe tut. Die Verheißungen gelten ja, die den Kindern Abrahams gegeben sind und die Gott nicht widerruft.

„*Räumt die Steine weg!*“ ruft der Prophet. Ich habe drei solche Steine zu nennen versucht. Ich muss zum Schluss aber auch Steine nennen, die stehen bleiben müssen. Ich tue das am Beispiel von Jerusalem – dem Ort also, an dem sich Sehnsüchte und Ängste, Hoffnungen und Hass immer wieder wie in einem Brennglas fokussieren.

- Fromme Juden beten in Jerusalem an der Westmauer des Tempels. An diesen Steinen machen sie ihr Vertrauen auf die Verheißung Gottes fest. Diese Steine müssen stehen bleiben.
- Nicht weit davon steht die Grabeskirche. Sie erinnert an Tod und Auferstehung Jesu Christi, von dem das Neue Testament sagt, dass er der Eckstein ist. Das Bekenntnis zu Jesus Christus ist für uns Christen der Stein, auf dem die Kirche und unser Glaube ruht. Auch der muss bleiben.

- Und wiederum nicht weit von beiden, auf dem Tempelberg, stehen der Felsendom und die Al-Aksa-Moschee, ein hohes Heiligtum für die Muslime in aller Welt. Auch das sind Steine, die bleiben müssen.

In unserem Land gibt es Synagogen, Kirchen und Moscheen. An ihnen können wir die Toleranz lernen, auf die unser Gemeinwesen angewiesen ist, wenn es eine offene Gesellschaft bleiben und das Motto der diesjährigen Woche „Freiheit – Vielfalt – Europa“ wirklich gelebt werden will. Toleranz, die recht verstanden das Gegenteil religiöser Gleichgültigkeit ist. Zeigen wir, dass wir es Ernst meinen mit dem alten Ruf des Jesaja, der sich in unserer Zeit und für ein freies, vielfältiges Europa als durchaus jung erweist: *„Machet Bahn, räumt die Steine hinweg! Richtet ein Zeichen auf für die Völker!“*



*Abbildung 8
Lutherkirche der evangelischen Pfarrgemeinde West, sowie offizielles Logo der Evangelischen Landeskirche in Baden*

Presse-Echo:

Badische Zeitung, Mittwoch 12. März 2014

Julia Littmann: (<http://www.badische-zeitung.de/freiburg/ein-ergreifender-inniger-auftakt--81775579.html>)

Ein ergreifender, inniger Auftakt

Die Woche der Brüderlichkeit wurde auch in Freiburg von Juden und Christen gemeinsam festlich eröffnet.



Abbildung 9

Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit am 10. März 2014 im SWR-Studio Freiburg. Die Redner von links: Rainer Suchan, Wilhelm Schwendemann, Rivka Hollaender, Ulrich von Kirchbach, Richard Ernst, Markus Engelhardt, Wolfgang Gaber.

Foto: Michael Bamberger

Geige und Flügel nahmen am Montagabend die fünfzig Gäste im Schlossbergsaal des Südwestrundfunks wohltonend in Empfang. Sebastian Wohlfahrt und Florian Bischof sorgten mit Max Bruchs „Kol Nidre“ für einen ergreifend innigen Auftakt einer traditionsreichen Veranstaltungsreihe: Zum 62. Mal lädt die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit (GCJZ) auch in Freiburg zur Woche der Brüderlichkeit.

Als Hausherr begrüßte Studioleiter Rainer Suchan: Das Motto der diesjährigen Woche „Freiheit, Vielfalt, Europa“ könne auch als Verpflichtung für den Journalismus gelten. Sozialbürgermeister Ulrich von Kirchbach nahm das Wochen-Motto auf – als Maßstab für alle. Wer von Armutsflüchtlingen rede, sei weit entfernt vom Gedanken der Vielfalt: „Willkommenskultur sieht anders aus.“ Sein konkretes Anliegen sind Offenheit und Interesse an jedem Neuankömmling – und so verspricht er sich denn von der Woche der Brüderlichkeit „Anregungen für das gemeinsame Gestalten von Vielfalt“. Wilhelm Schwendemann von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gab zu bedenken: Europa sei die Chance, mit Vielfalt kreativ umzugehen – er sprach von dem Projekt des gelingenden Zusammenlebens. Das brauche Freiheit und die Anerkennung des Anderen. Mit erfrischendem Temperament und Leidenschaft plädierte auch Rivka Hollaender von der jüdischen Gemeinde für wohlwollendes Aufeinanderzugehen. Die großen Begriffe, die über der diesjährigen Woche der Brüderlichkeit stehen, transponierte sie auf ihre „große mischpoche“, ihre große Familie. Vielfalt sei da Programm – sieben, acht Sprachen am Tisch, Speisen aus etlichen Ländern: „Langweilig ist uns nie!“ Das Fehlen von Gemeinde-Offiziellen aus der Jüdischen Einheitsgemeinde beim Festakt beschrieb sie im Familienbild ohne weitere Erklärung so: „Das passiert in jeder Familie, dass mal einer ein bisschen schmolzt.“

Ihr Appell: „Genießt das Glück der Vielfalt – wir sind eine große Familie und sitzen um einen großen Tisch!“ Auch Richard Ernst von der egalitären jüdischen Gemeinde Chawurah Gescher bedachte Vielfalt und Freiheit in Europa: „Und wir tragen auch Verantwortung für Menschen, die nicht in Europa leben!“ Stadtdekan Wolfgang Gaber von der Katholischen Kirche wurde in seinem Grußwort noch konkreter: „Die Europawahl bietet die Chance, den Hasspredigern keine

Stimme zu geben und Rassismus abzuwählen.“ Markus Engelhardt, Stadtdekan der Evangelischen Kirche, gab zu bedenken, dass es gerade das Zusammenwirken von Freiheit und Vielfalt sei, das Menschen in Vorurteile und Ängste flüchten lasse, es gelte schwere Steine aus dem Weg zu räumen – wie den Stein der Unkenntnis. Man müsse mehr wissen voneinander. Zum Wissen voneinander trug auch Sebastian Wohlfahrt spontan bei, der das SWR-Orchester als Teil einer vielfältigen Kultur beschwor und mahnte, dass an dessen Auflösung Familien zerbrechen werden. Sängerin Heike Jansen, zuvor mit geistlichen Gesängen zu hören, und Florian Bischof waren von der Ansage ihres Kollegen so überrascht wie Studioleiter Suchan. Die Gäste applaudierten.

Presse-Echo:

„Mein Leben ist Dialog“

LEUTE IN DER STADT: Rivka Hollaender bewegt seit fast vier Jahrzehnten viel im Gespräch.

Julia Littmann: <http://www.badische-zeitung.de/freiburg/mein-leben-ist-dialog--81820453.html>) Erschienen am 13. März 2014 in der Badischen Zeitung



Abbildung 10
Rivka Hollaender
Foto: Michael Bamberger

„Ich rede gern!“ sagt Rivka Holländer und strahlt. Und tatsächlich hat ihr Erzählen diese unwiderstehliche Fähigkeit zur Verwirbelung, ihre muntere Gegenwart setzt selbst statische Dinge in Bewegung. Die 61-jährige israelische Freiburg-Emmendingerin ist in Haifa aufgewachsen, ihre Eltern kamen aus Ungarn und der Ukraine, die Mutter war Malerin, der Vater war der Philosoph in der Familie – und auch der Theologe: „Mein Elternhaus war sehr religiös und es war eine künstlerische, inspirierende Umgebung.“

In die Wiege gelegt sind ihr Offenheit und Wissensdurst. Mit ihrer Schwester wuchs Rivka Hollaender in eine Welt, die Vielfalt war. Die Nachbarn der Familie waren Moslems, dass sie mit den Nachbarskindern spielte, war selbstverständlich. „Wir lebten nicht entlang von Verboten“, erklärt sie, „sondern mit der Aufforderung, geh’, spiel’, schau – und frag’, frag’ immer, sei mit einem wachen Kopf unterwegs.“ Mit wachem Kopf nahm sie auch auf, was sie vom Vater an religiöser Unterweisung bekam – und von der Mutter an Wissen um den europäisch geprägten jüdischen Alltag. Klassischerweise werde die religiöse Erzählung an den Sohn weitergegeben, berichtet Rivka Hollaender, aber da

es keinen Sohn gab und da sie sich sehr dafür begeisterte, kam sie in den Genuss der alten Tradition.

Nach ihrem Wehrdienst wollte sie Tierärztin werden, dafür aber gab es damals noch keinen Studiengang in Israel – und ins Ausland zu gehen, war ebenso unerschwinglich wie undenkbar, also machte sie eine Ausbildung in der Verwaltung, arbeitete dann als Sekretärin einer Firma in einem arabischen Dorf und lernte kurzerhand Arabisch: „Eigentlich ist mein Leben Dialog – zwischen Kulturen und zwischen Religionen.“

Nach einer lang ersehnten Europareise fasste sie mit 24 Jahren den Entschluss: „Ich will in Deutschland leben.“ Ihre Wahl fiel auf Freiburg – der Zufall gab ihr den Fingerzeig, als sie nach einer Stadt mit einer jüdischen Gemeinde suchte. Mit wenig Geld und kaum Deutschkenntnissen kam sie an, hatte nach drei Tagen eine Wohnung und nach fünf Tagen einen Job. Sie machte eine Lehre als Bademeisterin, dann als Krankenschwester, studierte an der Evangelischen Hochschule Freiburg (kurz: EH) feministische Theologie und engagierte sich sehr in der Gemeinde – und darüber hinaus für den interreligiösen Dialog. Dabei profitierte sie vom profunden Wissen über ihre Religion und von ihrem Interesse an dem, was andere glauben. Das Forum für interreligiöse Zusammenarbeit geht auch auf ihre Initiative vor 22 Jahren zurück – mittlerweile leitet sie das Forum seit zehn Jahren, sechs Religionen stehen hier in stetem Austausch. Auch in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit ist sie seit Jahrzehnten aktiv. Keine Frage: Sie ist eine Bewegerin – mit langem Atem.

Auch die Selbsthilfegruppe für Frauen nach Krebs ist ihr ein Anliegen. Genauso selbstverständlich: ihr wöchentlicher Einsatz als Betreuerin und bei Bedarf als Seelsorgerin im Freiburger Gefängnis. Dass sie obendrein berufstätig und auch dort höchst engagiert war und ist, versteht sich von selbst – lange als OP-Schwester, dann als Lehrbeauftragte an der EH. Ihre Führungen, Kurse, Vorträge sind legendär, Dialog ist ihr Programm. Und apropos Programm: Schon lange ist sie bekannt für ihre Kabarettabende, an denen sie von leichter Hand Judentum und Jüdischkeit vermittelt. Zum Beispiel am Sonntag in Freiburg.



Abbildung 11
Badische Zeitung Freiburg, Pressehaus

Pfarrer Andreas Bordne, Leiter der evangelischen Erwachsenenbildung und des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt, Freiburg

Freiheit – Vielfalt – Europa Aus deutscher und protestantischer Perspektive

Sehr geehrte Damen und Herren der Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit, sehr geehrte Hörerinnen und Hörer,

„Freiheit, Vielfalt, Europa“ heißt Ihr Jahresthema. Ich möchte dieses Thema in zwei Schritten entfalten: zuerst in einem persönlichen Zugang, anschließend im Blick darauf, wie Freiheit und Vielfalt heute in Europa gestärkt werden können.

Freiheit und Vielfalt gibt es in Europa – zumindest für mich. Ich profitiere von der Meinungsfreiheit. Es herrscht Pressefreiheit. Ich nutze meine Reisefreiheit, mich viel und gerne innerhalb Europas zu bewegen. Ich erfreue mich der Religionsfreiheit und habe mich entschieden, sie als evangelischer Christ zu leben.

Ich erlebe Vielfalt: eine Vielfalt von Staaten, von Sprachen, von Kulturen. Da ist eine Vielfalt von Religionen. Manche sind schon sehr alt, sehr lange hier: Christen in ihren verschiedenen Konfessionen, Juden und Muslime, ebenfalls in ihren Konfessionen. Und dann die anderen: für europäische Verhältnisse erst kurz hier: Buddhisten, Hindus. Ich werde dieses Jahr 50 Jahre alt und bin noch niemals außerhalb Europas gewesen. Ich werde es eines Tages wohl tun. Aber die Vielfalt dieses Kontinents ist so reich, dass es mir in Europa auch im 21. Jahrhundert nicht langweilig wird.

Und Europa ist real. Das ist zu unterstreichen. Denn Europa, das ist kein eigentlicher Kontinent im geografischen Sinne. Und doch hat dieses Europa Grenzen nach außen und einen Zusammenhalt nach

innen. Was diesen Kontinent zusammenhält, das ist für mich seine Geschichte. In dieser Geschichte sind seine Völker verwoben. Mal im Krieg, mal im Frieden: religiös, sozial, kulturell, politisch verwoben. Aber mit so vielen Überschneidungen, Schnittmengen der einzelnen, dass diese Geschichte das einigende Band ist. Bei Geschichte denke ich insbesondere an die Kunstgeschichte: Immer wieder wurde hier aus der Antike geschöpft, Baustile wurden geschaffen, die europaweit Schlösser, Häuser und Kirchen prägten. Die Romanik, die Gotik, die Renaissance, der Barock, der Klassizismus, der Historismus, die Moderne. Ich kann durch dieses Europa reisen und seine Baustile lesen und aufeinander beziehen. Sie sind wie ein Gespräch, in dem der eine den Faden des anderen aufgreift und auf seine Weise weiterspinn.

Freiheit – Vielfalt – Europa. Sie haben mich als Pfarrer der evangelischen Erwachsenenbildung Freiburg eingeladen, zu Ihnen in der Woche der Brüderlichkeit darüber zu sprechen. Dieser Vortrag kann für mich kein anderer als ein konfessorischer sein: Freiheit, Vielfalt-Europa, das sind alles drei Begriffe, die nicht nur gegeben sind. Sondern diese Begriffe sind zu leben und zu bewahren! Und bei diesem Leben und Bewahren erlebe ich mich nicht im geschichtsfreien Raum, sondern ich erlebe mich als Teil der Geschichte Europas. Zwei Bezugspunkte möchte ich hier nennen: Ich bin Mitglied der evangelischen Kirche und in diesem Europa bin ich Deutscher. Ich spreche zu Ihnen als Deutscher. Ich bin schon immer mit dieser phantastischen Reisefreiheit aufgewachsen. Mein Vater war Lehrer und die langen Sommerferien, das waren Reisen nach Nord- und Westeuropa, Südeuropa im Ansatz, später eine Studienfahrt nach Polen damals noch hinter den Eisernen Vorhang. Die Vielfalt Europas ist mir von Kind auf vertraut. Die ist mir lieb und teuer. Teuer und lieb, weil wir als Kinder der ersten Nachkriegsgeneration immer mit dem Muster leben mussten: „Wenn sie im Ausland unfreundlich sind, dann müsst ihr damit rechnen: „Das kann sein, weil wir Deutsche sind!“ Und Soldatenfriedhöfe, das Gedenken an zerstörte Kulturschätze, Gedenkstätten wie Struthof halten diese Vergangenheit wach. Europas Geschichte, das war und ist für mich etwas, wo man als Deutscher sehen kann, wohin Totalitarismus, das Gegenteil von Vielfalt, führt. Dass auf Grund der Vergangenheit wir als Deutsche eine besondere Achtsamkeit für die Vielfalt

in Europa hegen müssen. Und unsere Integration in die Europäische Union ist gerade als Deutscher für mich ein Schatz. Hier konnten wir lernen, dass wir Vielfalt respektieren müssen und respektieren können. Der Europäische Rat der Staats- und Regierungschefs und der Rat der Europäischen Union der Minister praktizieren ein sehr differenziertes Abstimmungsverfahren, das die Dominanz der Großen verhindern und doch Handlungsfähigkeit garantieren soll.

Der 2. Weltkrieg hat auch dazu geführt, dass die deutschen Minderheiten aus den Ländern vertrieben wurden, in denen ihre Vorfahren jahrhundertlang zuhause gewesen sind: aus Rumänien, aus Ungarn, aus Tschechien, aus Polen. Teilweise sind sie freiwillig ausgewandert: aus Russland, aus Rumänien, soweit man hier von Freiwilligkeit sprechen kann. Vor dem 2. Weltkrieg wurden sie umgesiedelt aus dem Baltikum. Auch das ist europäische Geschichte. Diese Vertreibung hatte ihre Gründe. Manchmal waren die Opfer auch Täter. Aber ich habe als Gemeindepfarrer bei Geburtstagsbesuchen und Beerdigungen auch erzählt bekommen, was es bedeutet, Minderheit zu sein und auf einmal nicht mehr geduldet zu werden. Auch das Los der Fremdlinge gehört zur deutschen Geschichte dazu. Und ich spreche zu Ihnen als evangelischer Christ mit Migrationswurzeln. Mein Nachname verweist auf meine Vorfahren, die französische Glaubensflüchtlinge waren. Hugenotten. Sie waren die evangelische Minderheit, die einmal selbst nach der Macht gegriffen hatte, und dann vom absoluten Monarchen nicht mehr geduldet wurden. Die Vertreibung der Hugenotten löste eine Migration aus, die den Aufnahmeländern wirtschaftlichen Aufschwung brachten. Und sie brachten kulturelle Vielfalt in ihre Aufnahmeländer: sie haben ihre eigene Kultur und Sprache in der Fremde gepflegt. England, die Niederlande, die Helvetische Konföderation, die deutschen Fürstentümer waren Aufnahmeländer. In Mannheim, meiner Heimatstadt, gab es fast 200 Jahre lang bis zum Deutsch-Französischen Krieg 1870 eine französische reformierte Gemeinde. Die Fremden brauchten beides: die Homogenität ihrer Communauté und das Zusammenleben mit der Stadt, in die sie gekommen waren.

Es ist diese Familientradition, dass die Vorfahren selbst einmal verfolgt waren und dass ihre Glaubensüberzeugung für sie ein so großer Schatz waren, dass sie die Auswanderung der Konversion vorgezogen

haben, die eine Empfindsamkeit für die wach hält, die in ihren Glaubens- und Gewissensüberzeugungen gefährdet sind. In der Woche der Brüderlichkeit gedenken wir an die Juden, die dieses Schicksal über Jahrhunderte hinweg erlebt haben, und bekennen uns als Christen dazu, dass wir diese Solidarität heute aufbringen wollen, nachdem wir Jahrhundertlang Mitverursacher von Verfolgungen waren.

Freiheit – Vielfalt – Europa ist für mich nicht denkbar ohne die Geschichte der Konfessionen und Religionen, die sich einerseits oft bekämpft haben, die andererseits in diesem Gegeneinander aber auch ein Bewusstsein für die Kostbarkeit von Glaubensüberzeugungen geschaffen haben.

Freiheit – Vielfalt – Europa sind für mich aber auch nicht denkbar ohne die großen geistesgeschichtlichen Bewegungen, die Verbindendes teilweise in, teilweise neben den Religionen geschaffen haben. Das war im Mittelalter und der Neuzeit das philosophische Erbe Athens, das im Mittelalter auch durch den Islam hierhergekommen ist. Dieses Erbe wurde in der Renaissance durch den Humanismus gelebt: von einem Michel de Montaigne, mit seiner Hinwendung zur Stoa und seinem Standpunkt der Mäßigung: vertreten gegenüber Protestanten und Katholiken. Einige Jahrzehnte später ein Hugo Grotius, der Staat und Kirche trennen konnte, der ein Staatsrecht schuf, auch wenn es Gott nicht gäbe (*etsi deus non daretur*).

Da war die Aufklärung, dass Menschen rein von der Vernunft her denken wollten. Sie hat mit der französischen Erklärung der Menschenrechte ein Fundament für die Freiheit geschaffen hat, hinter das niemand mehr zurückgehen konnte. Praktisch hat es die Französische Revolution dann doch getan. Es kam der Terreur. Aber ein Markstein war gesetzt worden.

„Freiheit – Vielfalt Europa“. Wer sich mit europäischer Geschichte beschäftigt, der erkennt die großen geistesgeschichtlichen Strömungen, die durch diesen Kontinent gegangen sind, der erkennt die Vielfalt, ohne die dieser Kontinent nicht zu denken ist. Der Weg zur Toleranz war ein weiter Weg. Die Toleranz ist nicht vom Himmel gefallen. Aber so wie er beschritten worden ist, mit seinen Höhen und Tiefen,

mit seinen Abgründen – in Deutschland im Dritten Reich, ist dieser Weg ein reiches, reiches Erbe, aus dem wir schöpfen können. Wenn ich heute als Deutscher wie als Protestant auf ein Europa schaue mit Vielfalt und Freiheit, dann staune ich darüber, wie viel Versöhnung zwischen den Unversöhnlichen im Laufe der Geschichte möglich geworden ist.

Wenn ich auf diese zerstrittene und immer wieder auch versöhnte Geschichte schaue, dann tue ich das, um diese Werte auch für die Zukunft zu bewahren. Was ich Ihnen erzählt habe, das waren unterbewußt auch einige Einblicke in die Zeit meiner Kindheit in den 60er Jahren. Einer Zeit, in der man in dem Dorf, aus dem ich stammte, noch sehr wohl gewusst hat, ob der Bäcker katholisch oder evangelisch war. Und wenn es einigermaßen gepasst hat, dann hat man sein Brot natürlich beim evangelischen Bäcker gekauft. Und die Wurst beim evangelischen Metzger. Diese Welt gibt es nicht mehr. Meine Kinder kennen diese Denkweise nicht mehr. Wie es zwischen liberalen und orthodoxen Juden, zwischen sephardischen und askenasischen zugegangen ist, das müssen Sie wissen. Im christlichen Bereich gibt es mittlerweile die Ökumene. Im politischen Bereich die offenen Grenzen zwischen den Staaten Europas. Die Freiheitsrechte in den Menschenrechten setzen voraus, dass es in Ordnung ist, wenn Menschen verschiedenen Glauben und verschiedene Überzeugungen haben.

Wenn so viel Freiheit und Vielfalt erreicht worden ist, was sind dann die Herausforderungen heute?

Es ist das Kennzeichen der Moderne, dass heute jeder seine eigene Identität auszubilden hat. Der Soziologe Ulrich Beck spricht von der Moderne als Epoche der Individualisierung. Die Institutionen wie Staat und Familie geben immer weniger an Tradition vor. Statt dessen fordert ganz im Gegenteil beispielsweise die Wirtschaft eine große Mobilität und Flexibilität. Diese vordergründige Freiheit schafft auch Druck. Empirische Untersuchungen zeigen, dass sich beispielsweise in der Partnerwahl dann doch die Gleichen wieder finden. Oder Konsumenten sind doch nicht so individuell in ihren Entscheidungen.

Es ist heute darum wichtig, dass jede und jeder seine Identität ausbauen darf: wer bin ich? Wer will ich sein, wenn mir das heute nicht mehr vorgeschrieben wird? Dass sie oder er seinen eigenen Wert und

Schatz kennt, dass er sich wertgeschätzt weiß, damit er seine Grenzen mit denen anderer abstimmen kann. Was für den einzelnen gilt, das gilt auch für die Religion. Das gilt für den Staat oder welcher Ordnung sich der Mensch sonst zugehörig fühlen darf. Auch die Institutionen müssen miteinander auskommen. Zusammenleben ist niemals konfliktfrei. Da gibt es Reibung. Aber nur wer seine eigene Identität ausbilden durfte, der kann auch die Identität anderer respektieren.

Der Fundamentalismus kennt diese Identität nicht, sondern er zieht sich zurück aus der Vielfalt. Der Fundamentalismus ist auch ein Gesicht der Moderne, ein hässliches Gesicht, das uns, den Angehörigen einer Religion besonders zu schaffen machen muss. Er muss alle anderen entweder gleich machen, wie er selbst ist, oder er muss sie degradieren. Der Fundamentalismus kann nicht auf Augenhöhe mit anderen leben. Die Fundamentalisten als Menschen sind zu tolerieren. Die Haltung des Fundamentalismus selbst ist es nicht, da er gedanklicher Vielfalt den Boden entzieht.

Zur Ausbildung dieser Identität hebe ich hier die Rolle der Religion und des Staates hervor.

Die Rolle der Religion

In vielen Religionen gibt es Traditionen, die Toleranz verhindern, und solche, die Toleranz fördern. Als evangelischer Christ bin ich immer wieder daran verwiesen, die Bibel zu studieren. Die historisch-kritische Betrachtung der Bibel zeigt mir, wie unterschiedlich biblische Schriften in ihrer Theologie sind. Vielfalt findet sich bereits hier. Ich weiß, dass diese Auffassung auch innerhalb meiner eigenen evangelischen Kirche von vielen so nicht geteilt wird. So bleibt es Aufgabe, die historisch-kritische Betrachtungsweise aus den Unterschieden der Bibel zu begründen. Die Erkenntnis theologischer Vielfalt bereits in den Heiligen Schriften ist eine der Grundlagen für die Toleranzfähigkeit der gegenwärtigen Religion.

Des Weiteren möchte ich Bibelstellen nennen, die aus dem Vorhergehenden für mich wichtig sind. Das eine ist die Erfahrung der Fremden. Israel ist fremd in Ägypten gewesen. Die Fremden sind nicht nur die anderen, sondern sie sind dazu die Schwächeren. Das ist bis

zum heutigen Tag so. „Freiheit, Vielfalt, in Europa.“ „Du sollst den Fremdling nicht bedrücken, denn du bist selbst ein Fremdling gewesen in Ägypten.“ Darin spricht sich das Gebot der Empathie aus: ein Mitgefühl mit dem anderen, das sich aus der eigenen Erfahrung speist. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ oder nach anderer Übersetzung „denn er ist wie du.“ (Lev 19,18)

So wie die Bibel selbst aus vielfältigen Schriften besteht, so ist auch das Christentum selbst von seinen Ursprüngen her vielfältig, entstanden aus Juden- und Heidenchristen. Paulus schreibt über seine Tätigkeit als Apostel: „Für die Juden lebe ich wie ein Jude. So will ich die Juden gewinnen. ... Für die, die das Gesetz nicht kennen, lebe ich wie jemand, der das Gesetz nicht kennt – und das, obwohl ich keineswegs ohne das Gesetz Gottes lebe.“ (1. Kor 9,18 f) Paulus, der doch das Evangelium bringt, der Missionar, nimmt seine Gegenüber wahr. Da begegnet ihm Vielfalt, Juden und Heiden, und er lässt sich auf diese Vielfalt ein. Es ist möglich, sein eigenes Anliegen an die Menschen zu bringen, weil er Gemeinsamkeit zwischen seinen Adressaten und sich entdeckt. Kommunikation gelingt. Selbst Mission hat einen dialogischen Charakter. Wäre die Kirche diesen Weg der Vielfalt doch auch nach innen gegangen, hätte sie die Ökumene des Anfangs weiter gelebt, so wäre sie auch nach außen tolerant gewesen.

Die dritte Bibelstelle ist für mich das Ölbaumgleichnis im 11. Kapitel des Römerbriefes. Wie differenziert stellt Paulus das Verhältnis von Christen und Juden dar. Er hält an der Einheit von beiden fest. Beide sind sie Teile des einen Ölbaums. Er stellt seine Zugehörigkeit zu Christus nicht unter den Scheffel. Aber er macht keine Zwangsvereinigung. Er belässt Christen und Juden ihre Eigenheit. Er betrachtet sie in Beziehung auf Gottes Handeln. Er warnt die aufgepfropften Zweige, die Christen, vor Überheblichkeit gegenüber denen, die zwar den Christen an diesem Stamm Platz gemacht haben, die aber doch der Stamm sind. Es geht Gott um Herzen, um Glauben und nicht um Zwang. Und Gott! bekehrt die Herzen, nicht die Menschen. Gottes Handeln ruft die Christen zur Demut. Es sind die zwei Wege, die wir jetzt gehen, bis der Messias kommt. Im jüdisch-christlichen Dialog sind wir berufen, diese Vielfalt zu erleben und sie weiter zu bezeugen.

Wie die Ökumene der christlichen Konfessionen untereinander ist das Ringen um die Zuordnung von Christen und Juden für mich als Christ eine gute Schule, auch mit anderen Religionen in den Dialog zu treten, mit denen mich weniger verbindet.

Wenn wir den jüdisch-christlichen Dialog pflegen, wird es uns nicht langweilig werden. Wir werden Gemeinsames entdecken und Eigenes bewusster wahrnehmen. Das habe ich in meinem Jahr in Freiburg gelernt: für mich ist die Trinität wichtig. Aber mir ist in den jüdischen Gebeten bewusst geworden, dass es wirklich um Einheit geht, wenn wir von der Trinität reden. Ich habe im Synagogengebiet die Kraft des Lobes des einen Gottes erlebt, die wir so in den evangelischen Gottesdiensten nicht haben.

Und ein letztes zu den Religionen: Ich merke, welch hohen Wert die Gastfreundschaft der Religionen hat. Jesus sagt: „Ich bin fremd gewesen und du hast mich aufgenommen.“ (Mt 25,35) Der Gast ist der Fremde. Aber er soll beherbergt werden. Gastfreundschaft ist Vielfalt. Sie beruht auf dem gegenseitigen Austausch. In Zeiten des Tourismus können Religionen gegenüber Fremden Gastfreundschaft zeigen. Sie können ihre Traditionen erklären. Sie können ihre Gotteshäuser öffnen und in ihre Kultur Einblicke geben. Und gerade als Fremder bin ich empfänglich für Gastfreundschaft. Ich bin bereit, mich auf die Gastlichkeit einzulassen. Ich freue mich, dass es diese Gastfreundschaft gibt. Ich werde es nicht vergessen, wie auf der Insel Rhodos die Kirchendienerin meine Familie und mich herzlich empfing. Für uns die alte Kirche aufschloss, die Kerzen anzündete samt den Weihrauch. Und sie tat das mit den Worten: „Wir haben einen Gott.“ Und diese Gastfreundschaft der Religionen im Hinterkopf und im Bauch, ich wiederhole im Bauch! zu haben ist wichtig, wenn wir uns dem zweiten Bereich zuwenden, der für die Erhaltung der Vielfalt Europas wichtig ist.

Die Aufgabe des Staates

Freiheit – Vielfalt – Europa. Ein Staat, der sich diesen Werten verpflichtet weiß, der sorgt dafür, dass Kinder eine Bildung erhalten, in der sie sich wertgeschätzt fühlen. Wer seine Fähigkeiten in solch einem Bildungssystem entwickeln kann, der kann seinen Platz in der Ge-

sellschaft finden und die Beziehung zu anderen gestalten. Wer sich gleichgeschaltet erlebt, wer sich anpassen muss, der wird auch von anderen verlangen, dass sie sich ihm anpassen müssen. Vielfalt, lebendige Vielfalt, lässt sich nicht konservieren, sondern sie muss sich entwickeln. Sie ist nichts Statisches, sondern sie lebt von der Veränderung. Die Präambel der Evangelischen Montessori Realschule in Freiburg sieht sich einer Pädagogik der Unterschiede verpflichtet und erwähnt, dass diese Pädagogik möglichst viele heterogene! Lerngruppen braucht, damit die unterschiedlichen Lernweisen sich gegenseitig fördern können. Daneben wird es *„in einer Schule der Vielfalt immer wieder Bedürfnisse ... geben, sich – bezogen auf Inhalte, Interessen und Erfahrungswelten – in homogeneren Gruppen zusammenzufinden. ... Die Erfahrung der Homogenität ist eine Spielart der Vielfalt.“* Nicht die Anpassung an die Normalität ist das erzieherische Ziel, sondern die Entwicklung einer Kultur der Unterschiedenen. Ich sehe darin ein Modell auch für Staatsschulen. Die Haltung der Toleranz kann nicht in einer Stundentafel gelehrt werden, wenn sie nicht in der ganzen Schulkultur erfahren wird. So wie auch meine Vorstellung von Toleranz mir nicht nur gelehrt worden ist, sondern wie ich in den biografischen Teilen gezeigt habe: ins Leben eingebettet ist. Aus dem oben genannten kommt auch der historischen Bildung ein großer Stellenwert zu. Die Geschichte jeder Nation hat verschiedene Seiten. Wer sich mit der Geschichte seiner eigenen Nation beschäftigt, dem bleibt der Blick auf diese verschiedenen Seiten nicht erspart. Das zeigt die deutsch – französische Geschichte sehr eindrücklich. Dies schließt nicht aus, dass in bestimmten Zeiten die einen wirklich die Opfer und die anderen wirklich die Täter waren. Auch weltliche Geschichte muss historisch – kritisch arbeiten. Aber auch sie kommt ohne Vergebung nicht aus. Dass die Geschichte der europäischen Völker wirklich der Vielfalt der Nationen und Kulturen dienen kann, setzt die Bereitschaft der Historiker zur Versöhnung voraus. Glorifizierung der eigenen Nation ist einseitig. Dankbar erkenne ich 100 Jahre nach dem Beginn des 1. Weltkriegs an, wie ich als Deutscher heute über die Schlachtfelder des 1. Weltkriegs in den Vogesen gehen kann und ich trauere mit den Franzosen über die Toten, die dieser Krieg auf beiden Seiten gefordert hat. Dass die Europäische Union im letzten Jahr den Friedensno-

belpreis erhalten hat, war eine Würdigung dieser Versöhnungsarbeit. Nach der Katastrophe des 2. Weltkriegs ist es ein Wunder, dass diese Versöhnung geschehen konnte. Und bei aller Unzulänglichkeit ist die Europäische Union für mich als Deutscher ein Ereignis der Dankbarkeit. Es ist ein Geschenk, heute als Deutscher wieder überall hin reisen zu können. Ohne die Auseinandersetzung mit der Geschichte wäre das unmöglich. Auch hier spielt der Tourismus eine große Rolle, der es erlaubt, bei anderen zu Gast zu sein, sich nicht nur in einem Resort wie in einem Zoo zu bewegen. Und dieser Tourismus erfordert eine Gedenkkultur des historisch-kritischen Blickes ebenso wie eine Bereitschaft der Versöhnung.

Im Zusammenhang mit der Aufnahme der Türkei in die EU hat die Frage um die christlichen Wurzeln Europas eine Frage gespielt. Ich kann dieses Europa nicht verstehen ohne seine christlichen Wurzeln. Aber viel entscheidender ist die Zugehörigkeit zur gemeinsamen Geschichte. In einer säkularen Gesellschaft ist diese Geschichte das alle Verbindende. Keiner kann aus seiner Geschichte aussteigen. Die christlichen Wurzeln sind darin ein sehr prägender Teil, aber nicht die ausschließlichen! Neben seiner Bildungsaufgabe kommt dem Staat bei der Gestaltung seiner Wirtschaftsordnung eine große Rolle zu. Hier gibt es in den Traditionen der europäischen Staaten große Unterschiede. Es gibt hier die Tradition der sozialen Marktwirtschaft, des Staates als Unternehmers oder im angelsächsischen Raum die liberale Markttradition. Ich stelle diese Unterschiede fest. Ich stehe als Deutscher hinter diesem Prinzip der Sozialen Marktwirtschaft. Aus meiner Sicht steht es immer noch für die beste Gewährleistung von Vielfalt im Markt einerseits und sozialer Absicherung andererseits. Wir können dieses System den anderen Ländern aber nicht verordnen. Ich erwähne diese unterschiedlichen Systeme, weil ich in den ungelösten wirtschaftlichen Problemen eine große Bedrohung für die Freiheit und Vielfalt in Europa sehe. Mit Sorge sehe ich in Frankreich eine Rechte erstarken. In Mecklenburg – Vorpommern sieht es nicht besser aus. Die Jugendarbeitslosigkeit in Spanien, Griechenland und Portugal liegt um die 50 Prozent. Die deutsche Geschichte zeigt, in welche Abgründe solche Perspektivlosigkeit führen kann. Die Konferenz von Bretton Woods 1944 während des 2. Weltkriegs hatte endlich nach-

geholt, was der Vertrag von Versailles 1918 versäumt hatte: es müssen alle Volkswirtschaften teilhaben können am wirtschaftlichen Geschehen. Die Europäische Union hat versucht, diesen Anspruch in die Tat umzusetzen. Trotzdem gibt es in der wirtschaftlichen Wettbewerbsfähigkeit ein Gefälle zwischen den Nord- und Südländern. Das Ziel der Vielfalt und der Partizipation aller an der Wirtschaft Europas und der globalen Welt ist vorgegeben. Der Weg dahin ist und bleibt strittig. Ob der Euro sich in der jetzigen Form halten kann, ist für mich offen. Aber der Weg muss unumkehrbar bleiben.

Fazit

„Freiheit – Vielfalt – Europa“ Es ist ein langer Weg gewesen, die Vielfalt der Kulturen und Staaten, der Konfessionen und Religionen schätzen zu lernen. Eine Toleranz zu üben, welche das Anderssein des Anderen akzeptiert und annimmt. Um diese Toleranz zu wahren, bleibt die Empathie mit dem anderen unerlässlich, gerade mit den Minderheiten. „Sie sind wie Du!“ Für uns als religiöse Menschen zeigt unser Weg des Dialogs miteinander, ob wir glaubwürdig sind. Es bleibt der historisch-kritische Blick wichtig, der die eigene Glorifizierung ebenso verhindert wie die Verteufelung des anderen. Der historische Blick, der ohne die Kategorie der Versöhnung nicht auskommt. Und es ist eine wirtschaftliche Freiheit und Vielfalt notwendig, im Sinne einer Teilhabe der unterschiedlichen Menschen.

Denn die religiös – kulturelle und die wirtschaftliche Vielfalt brauchen sich gegenseitig, damit die Freiheit und Vielfalt in Europa gelebt werden kann.



Abbildung 12
Ernst-Lange-Haus, Evangelisches Forum Freiburg



Abbildung 13
Eingang Ernst-Lange-Haus, Evangelisches Forum in der Habsburgerstraße 2, Freiburg

Prof. Dr. Bernd Feininger, Pädagogische Hochschule Freiburg

„Redet Wahrheit!“ Aufgabe und Verpflichtung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit im Spiegel ihrer Jahresthemen

Über 80 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind im Deutschen Koordinierungsrat zusammen geschlossen. Sie stehen in der historischen Verantwortung der Geschichte, dabei ist es jedoch wichtig, das aktuelle Zeitgeschehen kritisch zu begleiten und den Blick auch nach vorne in die Zukunft zu richten. Die GCJZ kämpfen für die Verständigung zwischen Christen und Juden, kritisieren jede Form von Antisemitismus und Rechtsradikalismus und setzen sich für ein friedliches Zusammenleben der Völker und Religionen ein: In Bewusstseinsbildung und kritischer Begleitung der gesellschaftlichen Vorgänge vor Ort und überregional in der bundesdeutschen Öffentlichkeit. Das gemeinsame Gedenken an die Pogromnacht (9. Nov. 1939) im Herbst und die Woche der „Brüderlichkeit“ im zeitigen Frühjahr sind dabei wichtige Fixpunkte für die Darstellung unserer Arbeit in der Öffentlichkeit. Seit 2013 waren es 80 Jahre, dass mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten eine neue Seite im europäischen Vernichtungskampf gegen das Judentum aufgeschlagen wurde und 2014 sind es 75 Jahre her, dass dieser Ungeist in der sogenannten „Reichskristallnacht“ seinen gewaltsamen Auftakt nahm. Lässt sich die Erinnerung daran über eine etablierte „Sonntagsredenkultur“ hinaus in eine gesellschaftspolitisch relevante „Alltagswirklichkeit“ überführen? Wie können Erinnern und Gedenken vor allem auch im Blick auf die jungen und nachwachsenden Generationen lebendig fortgeführt werden? Haben Erinnern und Gedenken noch eine Zukunft in unserer Gesellschaft? Oder droht der „Stachel der Erinnerung“ unwiederbringlich stumpf zu werden? So und ähnlich haben in einer vom

Koordinierungsrat angebotenen Tagung Rainer Kampling u.a. (2012) nachgefragt. Immer wieder erschrecken uns Umfragen, nach denen jeder fünfte junge Erwachsene nicht weiß, dass der Name Auschwitz für ein Konzentrations- und Vernichtungslager der Nationalsozialisten steht. Und von den 18- bis 30-Jährigen wissen immer noch 21 Prozent mit dem Begriff Auschwitz nichts anzufangen. Wilhelm Schwendemann in Freiburg und andere mit ihm widmen sich vom pädagogischen Standpunkt aus dem Erinnerungslernen und der empirischen Erhebung und Interpretation solcher Daten. Gleichzeitig nimmt die Rechtslastigkeit unserer Gesellschaft (und der Europäer insgesamt!) zu. Schleppende Enttarnung und langwieriger Prozess im Rahmen eines neo-nazistischen Mördertrios (NSU, Prozess Zschäpe) geben uns zu denken: Wie konnten sie auf dem Nährboden rechtsradikaler, fremdenfeindlicher Kräfte ungehindert von Polizei und Geheimdiensten zehn Jahre mordend durch das Land ziehen? Auch der unheilvolle, spannungsgeladene Zustand im Nahen Osten, der das moderne Israel nicht zur Ruhe kommen lässt, provoziert ständig neu die alten Klischees und Vorurteile gegen das Judentum, oft unter dem Deckmantel politischer Korrektheit. Pädagogisch aufbereitete, professionell begleitete Bildung und das Interreligiöse Lernen der Jugend wie der Erwachsenen gehören deshalb zu den wichtigen Aufgaben der GCJZ.

Die erste Woche der Brüderlichkeit eröffnete 1952 der damalige Bundespräsident Theodor Heuss. Seit 1968 verleiht der Deutsche Koordinierungs Rat während der Eröffnungsfeier zur Woche der Brüderlichkeit die Buber-Rosenzweig-Medaille. Ausgezeichnet werden Personen, Institutionen oder Initiativen, die sich insbesondere um die Verständigung zwischen Christen und Juden verdient gemacht haben und im wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen oder sozialen Bereich einen Beitrag für die christlich-jüdische Zusammenarbeit geleistet haben. Die Medaille hält die Erinnerung an die jüdischen Philosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig wach. Die Verleihung der Medaille und die Würdigung der hochrangigen Preisträger findet medial große Beachtung. Gleiches gilt für das Jahresthema, mit dem unsere Gesellschaften die öffentliche Aufmerksamkeit auf Knotenpunkte im gesellschaftlichen Diskurs der Gegenwart lenken wollen. Sie markieren als „Fingerzeige“ das jeweils aktuelle Engagement und

tragen prophetisches Kolorit. Sie spiegeln Selbstverständnis und Aufgabenstellung der GCJZ wider.

„Redet Wahrheit!“

Das 2007 gewählte Jahresthema bildet eine anschauliche Basis für die Aktivitäten der GCJZ: „Redet Wahrheit!“, hebräisch: „Dabru emet!“ Ein Zitat aus Sacharja 8,16. Gleichzeitig war dies der Titel eines wichtigen jüdischen Dokumentes des National Jewish Scholars Project der USA von 2000, das die jüdischen Gläubigen dazu aufruft, „*die christlichen Bemühungen um eine Würdigung des Judentums zur Kenntnis zu nehmen*“. Dabei geht es um die Treue zum eigenen Glauben, aber genau so auch darum, den anderen als anderen anzuerkennen und Wert zu schätzen. In acht Thesen wird (von jüdischer Seite!) vorgeschlagen, wie Juden und Christen ihre Beziehung zueinander neu gestalten können:

- Juden und Christen beten zu demselben Gott
- Für Juden und Christen ist dasselbe Buch gültig, die Bibel (die Juden „TeNaCh“ und Christen „Altes Testament“ nennen)
- Christen können den Anspruch des jüdischen Volkes auf das Land Israel beachten/respektieren
- Juden und Christen erkennen die menschlichen Grundsätze der Tora an
- Der Nationalsozialismus war kein christliches Phänomen
- Der menschlich gesehen unversöhnliche Unterschied zwischen Juden und Christen wird nicht aufgehoben, ehe Gott nicht alle Welt versöhnt, wie verheißen in der Schrift
- Eine neue Beziehung zwischen Juden und Christen wird jüdische Lebenspraxis nicht schwächen
- Juden und Christen müssen zusammenarbeiten für Gerechtigkeit und Frieden.

Das Dokument wurde in der jüdischen und christlichen Welt teils kritisch, teils sehr zustimmend gewürdigt, diskutiert und weiter gedacht (vgl. z.B. die Stellungnahme der EKD von 2005). In gedrängter Form bieten die acht Thesen eine Verständigungsbasis und gleichzeitig eine

Problemanzeige für unsere Arbeit. Befreiend wirkt die Überlegung, dass der Nationalsozialismus kein „christliches Phänomen“ war und dass so zwischen dem Nationalsozialismus und der christlichen Judenfeindschaft differenziert wird. Eine Geste der Versöhnung! Freilich dürfen Christen nicht verleugnen, dass der politische Antisemitismus sich gut mit den antijudaistischen Elementen christlicher Tradition verbinden konnte. Diese Wurzeln bloß zu legen, gehört zum christlichen „Sprechet Wahrheit“! Der Wahrheit verpflichtet sein, bedeutet auch, unangenehme Wahrheiten auszuhalten, wie das die biblischen Propheten als Mahner und Kritiker von Gott her uns vormachen. Dabei steht Wahrheit und Wahrheitssuche immer im Kontext der Menschenwürde. „Wahrheit, die uns an- geht, kommt auf zwei Beinen!“ Nur so ist Dialog möglich, und letztlich aufrichtige Konvivenz: Leben miteinander teilen. Die Bibel zeigt ganz deutlich, dass Wahrheit nicht einfach abstrakt bleiben kann, sondern authentisch sein muss, mit der „Lebensprobe“ verbunden. „Redet Wahrheit“ bedeutet eben auch: Lebt aufrichtig! Nachstehendes Gedicht von Jehuda Amichai wurde von Israels Oberstem Gerichtshof in einer Urteilsbegründung zitiert, als es darum ging, gegenüber abstraktem Recht auch die Stimme der Menschlichkeit sprechen zu lassen: „Der Ort, an dem wir recht haben“:

*An dem Ort, an dem wir recht haben,
werden niemals Blumen wachsen
im Frühjahr.
Der Ort, an dem wir recht haben,
ist zertrampelt und hart
wie ein Hof.
Zweifel und Liebe aber
lockern die Welt auf
wie ein Maulwurf, wie ein Pflug.
Und ein Flüstern wird hörbar
an dem Ort, wo das Haus stand,
das zerstört wurde.*

Der Verzicht auf „Rechthaberei“ schließt freilich nicht aus, „Gesicht zu zeigen“. Für das eigene Profil, aber auch für das Recht der anderen. „Gesicht zeigen“ war Gegenstand des Jahresthemas 2006.

Folgende Jahresthemen wurden seit 2010 vorgestellt: „Verlorene Maßstäbe“ (2010); „Aufeinander Hören- miteinander leben“ (2011); „In Verantwortung für den anderen“ (2012); „Sachor! Gedenke: Der Zukunft ein Gedächtnis“ (2013); „Freiheit-Vielfalt-Europa“ (2014). Letzteres war das Thema der Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit auch in Freiburg. Die folgenden Ausführungen wollen das dort Gehörte in den Zusammenhang der vorangegangenen Jahresthemen stellen, um die spirituell – geistliche wie die gesellschaftspolitische Linie des Koordinierungsrates zu verdeutlichen und für unsere Arbeit zu werben. Die Jahresthemen werden mit qualitätvollen „Themenheften“ erschlossen, die man über den Koordinierungsrat preiswert beziehen kann.

„Verlorene Maßstäbe“ (2010)

Der bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer begann seine Eröffnungsrede zur Woche der Brüderlichkeit in Augsburg 2010 u. a. mit den Worten: *„Wenn man auf die Erfolgsgeschichte der Woche der Brüderlichkeit schaut, kann man zu recht sagen: Hier wurden Maßstäbe gesetzt:*

- *Maßstäbe für das Verständnis und Miteinander zwischen Juden und Christen;*
- *Maßstäbe für den sensiblen Umgang mit unserer jüngsten Geschichte und*
- *Maßstäbe für eine Erinnerungskultur, die nicht im Gestern verweilt, sondern ihren Blick auf das Heute und Morgen richtet.“*

Israels Religion schenkt mit seiner großen prophetischen Tradition, seiner Befreiungs-Verheißung und dem sittlichen Anspruch des Dekaloges vom Sinai, dem Nukleus der Tora, „Weisung zum Leben“. Keine Rezept-Buch-Maßstäbe und „Verordnungen“, sondern exemplarische Verhaltensmuster, damit das „Achsenwesen Mensch“ in den Koordinaten von Horizontale und Vertikale, im Schnittpunkt von Gott und Mitmensch, zum Schalom gelangen kann, zum glückenden Leben.

„Du wirst nicht mehr stehlen müssen“ – so lautet eigentlich die Verheißung des Dekalog-Gebotes: Nicht mehr stehlen müssen, weil Gott uns in eine neue, befreiende Lebensordnung gestellt hat. Tatsächlich sind viele gemeinschaftsdienliche Wertmaßstäbe heute verschüttet und viele Zeitgenossen klagen über Orientierungslosigkeit oder verlieren sich in „Maßlosigkeit“. Die großen gemeinsamen religiösen Maßstäbe, die z.B. Hans Küng in seinem „Projekt Weltethos“ herausstellt, können helfen, sie wieder ins Gespräch zu bringen: *„Kein Überleben unseres Globus ohne ein globales Ethos, ein Welt-Ethos“* (Hans Küng). Im Micha-Buch findet sich in prägnanter Kürze der „Maßstab Gottes“ für uns zusammengefasst: *„ER hat dir kund getan, o Mensch, was gut ist; und was fordert der Ewige von dir, als: auf Recht halten, Liebe üben, und demütig wandeln vor deinem Gotte“* (Micha 6,8 in der Übersetzung von Zunz). Hier fallen wichtige Stichworte, die uns helfen wollen, unsere Maßstäbe zurecht zu rücken und unsere Geschichte, wo immer es in unseren Kräften steht, besser zu machen:

Stichwort „Recht halten“, („mishpat“): zwischenmenschliche Gerechtigkeit, verlässliche Rechtsordnung und Rechtsverhältnisse für alle garantieren. Stichwort „Güte und Liebe üben“, („ahavat chesed“): „Bundeshuld“ (A. Deissler) d.h. gütiger und liebevoller Umgang miteinander; Stichwort „demütig wandeln“, („hatzne’a lechet“): Ehrfurcht vor Gott und Dienstbereitschaft! (Im Deutschen bedeutet „Demut“ ursprünglich „dienstwillig“, „im Treueverhältnis zum Gefolgsherrn handeln“, vgl. ähnlich Jesaja 6,8: *„Hier bin ich, sende mich!“*).

Dieses „Merkwort“ aus dem Micha-Buch verdichtet zudem das „Gehen mit Gott“ (und den Mitmenschen!) als eigentlichen Beweggrund von Geschichte. Martin Buber hat diese Weg-Thematik in der rabbinischen Theologie entfaltet und fordert mit Dtn 13,5 und 11,22 dazu auf, den „Wegen Gottes anzuhängen, in seinen Wegen zu gehen.“ Die Wege Gottes sind nach dessen Selbst-Vorstellung in Ex 33,13ff und Ex 34, 6ff in Bubers Übersetzung *„erbarmend, gönnend, langmütig, reich an Huld und Treue“*. Diese, SEINE Wege mitzugehen, weist für den religiösen Menschen die Geschichte in ihrem innersten Sinn als Imitatio Gottes aus, und darum hat Buber seinen Aufsatz auch überschrieben mit dem Titel „Nachahmung Gottes“ (Erstdruck 1926) und ein Zitat des Aristid von Athen vorangestellt: *„Sie (=die Ju-*

den) ahmen Gottes Barmherzigkeit nach“. In der hohen rabbinischen Theologie bedeutet dies in letzter Konsequenz sogar „Heiligung der Geschichte“ über das Konzept der Qedusha und das Tun der Mitswot, wie es Lev 19,2 heißt: *„Seid heilig, denn ich der Ewige, euer Gott, bin heilig“* bzw. Num 15,40: *„Ihr sollt so an alle meine Gebote denken und sie halten; dann werdet ihr eurem Gott heilig sein.“*

„Aufeinander Hören, miteinander leben“ (2011)

„Sei schnell bereit zum Hören, aber bedächtig bei der Antwort“ (Jesus Sirach 5,11):

Was hier der Weisheitslehrer seinen Schülern einschärft, ist ein Lebenselixier des Alten Israel und tragendes theologisches Prinzip des Judentums bis heute. Der biblische Mensch ist ein „Hörer des Wortes“. „Höre Jisra’el“ („Schema‘ Jisra’el“), so beginnt das große Einheitsbekenntnis des Judentums in Dtn 6,4ff. Das aufmerksame, „herzliche“ Hören stellt Beziehung her. Solches Hören des Herzens wird von Gott geschenkt (Dtn 6,6; 1 Kön 3,9). Der Beginn aller Wege Gottes mit uns ist nach der Tora die Verheißung, die sich im Gotteswort in Anrede, Berufung und Weisung kundtut und im Sinai-Geschehen modellhaft gipfelt. In Gottes Wort liegt ein Sinnpotenzial für jede Zeit und über alle Zeiten hinaus!

„Dieses Gebot: Sehr nahe ist dir das Wort, in deinem Mund und in deinem Herzen. Du kannst es tun!“ heißt es in der Tora (Dtn 30,14). Schlimm ist, wenn die Propheten über verstockte Herzen und verschlossene Ohren der Menschen klagen müssen. Eva Schulz-Jander, Hans Maaß u.a. haben im Herbst 2010 mit folgenden Überlegungen zu diesem Jahresthema eingeladen: *„Warum wurden wir Menschen eigentlich mit zwei Ohren und einem Mund geschaffen“*, fragt der griechische Philosoph Epiktet, und seine Antwort lautet: *„damit wir doppelt so viel hören wie sprechen.“* Ist also nicht jedes Menschen Antlitz eine Aufforderung dazu oder zumindest eine Erinnerung daran? Aber wie es so ist mit Dingen, die wir täglich sehen, wir sehen sie nicht mehr und vergessen sie. Das Jahresmotto 2011 des Deutschen Koordinierungsrates erinnert uns folglich an unser eigenes Gesicht und weist einen Weg in die Gemeinschaft. „Aufeinander – Miteinander“ und „hören – leben“, zwei Adverben – zwei Verben; vier Wortsäulen

auf denen das Jahresthema ruht. Es kann scheitern oder gelingen. Das gilt mehr denn je auch für unsere gegenwärtige Gesellschaft, die zu einer multi-ethnischen und multi-religiösen Gesellschaft geworden ist. Menschen kamen und kommen zu uns mit ihren Wunden, Verletzungen, Erwartungen, kurzum Ihren Geschichten. Aber auch wir haben unsere Wunden und unsere Erwartungen an sie. Müssen wir nicht ihre Geschichte hören und sie unsere, damit wir eine „nationale Familie“ werden und eine gemeinsame Zukunft gestalten können? Und welche Rolle können in diesem Prozess die großen Religionen spielen? Auf dieser Tagung sollen aus jüdischer, christlicher und muslimischer Sicht und im Blick auf verschiedene Kontexte erörtert werden, was es vor diesem Hintergrund bedeuten könnte, aufeinander zu hören, um besser miteinander leben zu können. (Zu-)Hören ist für das Interreligiöse Gespräch eine Grundvoraussetzung, damit Dialog stattfinden kann. Und es bleibt eine große Herausforderung für das Zusammenleben in einer pluralen Welt: in der Regio und in der großen Politik! Denn die „Vergegnung“ (Buber) beginnt dort, wo das (Zu-)Hören misslingt. Wer richtig hört, ist auch zum Perspektivenwechsel fähig. *„Wer mit den Augen eines anderen sehen, mit den Ohren eines anderen hören und mit dem Herzen eines anderen fühlen kann, der zeichnet sich durch Gemeinschaftsgefühl aus“* (A. Adler). Aber genau so ist „Hörfähigkeit“ auch die Basis für die eignen Traditionsbildung und Identitätsstiftung: *„Gott, wir hörten es mit eigenen Ohren, unsere Väter erzählten uns von dem Werk, das du in ihren Tagen vollbracht hast, in den Tagen der Vorzeit“* (Ps 44,2).

„In Verantwortung für den anderen“ (2012). 60 Jahre Woche der Brüderlichkeit

Dieses Thema greift zum Jubiläumsjahr ein Stück Selbstverständnis der GCJZ auf: Verantwortung für den anderen übernehmen. Christen sind in der Verantwortung, Juden und Judentum beizustehen, und zwar nicht nur, weil es der Menschlichkeit entspricht, sondern *„weil es Ausdruck des Glaubens an die eigne Berufung ist“* (Rainer Kampling). Dahinter steht die Bereitschaft zur Solidarität und zum Mitgehen, sogar bis zur Stellvertretung, wenn es darauf ankommt. Hermann Maas, der evangelische Pfarrer, für dessen mutiges Auftreten in der Nazizeit

die Evangelische Kirche Badens die Hermann-Maas-Medaille gestiftet hat, sprach später davon, wie sehr es ihn belaste, „dass er nicht mitgegangen ist“ (in das Lager nach Gurs). Andererseits konnte er so vielen jüdischen Menschen das Leben retten. Er konnte mithelfen, den Überlebenden wie den Toten eine Stimme zu geben. Auch Zeitzeugen übernehmen gerade diese Verantwortung. Was biblisch „Verantwortung“ heißt, kann man schön an den beiden Frauen Rut und No'omi studieren und auch an Boaz, der schließlich die Verantwortung für Rut trägt. Oder an Mose, der Verantwortung für das Volk Israel übernimmt. Oder denken wir an die großen Propheten-Gestalten, und wie sie auch unter ihrer Verantwortung leiden müssen. Ester, Judit, Debora übernehmen spontan Verantwortung in schwieriger Zeit: Das bedeutet „einstehen für“, „gerade stehen für...“ Es ist die Haltung des bedingungslosen „Amen“ gegenüber Personen und Wertvorstellungen, wörtlich ein „Sich-festmachen-im Gegenüber“, letztlich in Gott. Martin Buber hat das in seiner dialogischen Philosophie so erklärt:

Menschliche Grundworte sind nicht Einzelworte, sondern Wort-Paare. Eines davon ist das Grundwort „ICH – DU“. Es gibt kein „Ich“ an sich, sondern nur das „Ich“ des Grundwortes „Ich- Du“. Der Mensch wird am DU zum „Ich“! Er ist ein Begegnungs- und Beziehungs-Wesen. Die verlängerten Linien der Beziehung schneiden sich im „Ewigen Du“. *„Du sollst deinen Nächsten lieben, er ist wie du!“* Liebe ist Verantwortung eines Ich für ein Du. Ich beziehe meinen „Stand“ (meine Existenz) im und vom Gegenüber, dem „Du“ (dem menschlichen und göttlichen Du). Verantwortung tragen heißt hier: Risiko wagen und vom Anderen her leben! Und ihn wiederum von mir her leben lassen, ihm Raum geben bei mir. Das gilt auch für die Verantwortung der christlichen Theologie dem Judentum gegenüber. Und es gilt auch für die Beziehungen und Aktivitäten der GCJZ vor Ort, den Mitbürgern jüdischen Glaubens gegenüber, in der Zusammenarbeit mit der israelitischen Gemeinde und anderen jüdischen Gruppierungen. Achtsamkeit, Respekt, Wertschätzung im Umgang miteinander: *„Weil es besser ist, man wirft sich in einen brennenden Ofen, als Anlass zu geben, dass der Nächste öffentlich beschämt wird“* (aus der jüdischen Überlieferung).

„Sachor!“ Gedenke: Der Zukunft ein Gedächtnis“ (2013)

Gerade in Israel verweist der „hörende Glaube“ auf die Geschichte, indem er sich an der Treue Gottes festhält und diese im „An-Denken“ und „Gedenken“ artikuliert. Das Gedenken wahrt einerseits den zeitlichen Abstand und damit die Einmaligkeit des Ereignisses, andererseits weiß das Gedenken um den Gegenwarts- und Zukunftsbezug der Vergangenheit und bezeugt über die Ursprungssituation hinaus ihre bleibende Aktualität. Dtn 32,7: *„Denk an die Tage der Vergangenheit, lerne aus den Jahren der Geschichte! Frag deinen Vater, er wird es dir erzählen, frag die Alten, sie werden es dir sagen!“* (vgl. Joel 1,3).

„Gesetz/Weisung“ und „Geschichte“ lassen sich nicht voneinander trennen, weil zwischen Tora-Treue, dem Tun der Gebote, der Erfüllung der Mitswa und der Geschichtserfüllung ein unmittelbarer Zusammenhang besteht. Bezeichnenderweise wurden die Gebote der Tora schon im Ersten Testament an geschichtliche Ereignisse angebunden bzw. dort verankert, so in der (freilich fiktional ausgestalteten) Wüstenzeit oder im Sinai-Geschehen. Und auch die Festrитуale Israels wurden bekanntlich bewusst „historisiert“, mit religiös gedeuteten Geschichtsereignissen verknüpft. *„Israel ist das Volk des Zikharon, des Gedenkens, der steten Erinnerung. Alle Sabbate und Feste des Jahres weihen wir mit dem Zekher, dem Gedenken“* (Schalom Ben Chorin).

Auch wenn das nachexilische Zeitverständnis Israels (der besondere Fall der Apokalyptik wird hier ausgeklammert), eine irreversible Kraft der Zeit entfaltet, wie das in der Hoffnung von Verheißung und Erfüllung sichtbar wird, so bleibt doch der Motor der Erfüllung die Realisierung der früheren Zusagen und die gegenwärtig wirkende Erinnerung an die „vergangenen“ Heilstaten Gottes. Und diese werden so massiv aktualisiert, dass man zu Recht von einer „Anamnese“ sprechen kann. „Ihr herausragendes Kennzeichen besteht darin, dass sich in der heilsgeschichtlichen Erinnerung nicht nur eine bewusstseinsmäßige Vergegenwärtigung vollzieht, sondern vielfach die Gleichzeitigkeit der Generationen postuliert wird: *„Die „Gedenkenden“ bzw. „Sich-Erinnernden“ werden „gleichzeitig“ mit vergangenen Heilsereignissen, und deren existenzielle Bedeutung wird für sie präsent“* (H. Riedl).

Ein berühmtes Beispiel hierfür ist das erste Gebot des Dekaloges im Judentum: *„Ich bin der Ewige, dein Gott, der dich aus Ägypten*

geführt hat, aus dem Haus der Knechte“ (Ex 20,2). Diesem Wort zu vertrauen, dass es hier und heute gilt, das ist für das Judentum das erste Gebot des Zehnwortes vom Sinai. Dadurch, dass die Adressaten in der 2. Person Singular angeredet werden, ist die Gleichsetzung der „damaligen“ mit den „heutigen“ Ansprechpartnern ausgesagt. Das ist auch das große Zeugnis der Pessach-Haggadah: *„Du hast uns am Leben erhalten und bewahrt. Und nun hast du uns diese Zeit erreichen lassen.“*

Im Unterschied zur Überbetonung der Zukunft und der planenden Möglichkeiten des „programmierenden“ modernen Menschen, der die Vergangenheit gerne in das Museum stellt oder in großartigen Ausstellungen passiv genießt, erhält in dieser Sicht die in die Gegenwart versetzte Vergangenheit einen normierenden Charakter, und damit eine spezifisch religiöse Auffassung von Geschichte, nämlich einen hohen Stellenwert als Kraftzentrum sinnhaften, ordnenden Denkens. Israel und wir sollen „aus der Geschichte lernen“: *„Die Verbindung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit hat eine sehr große Bedeutung für das Judentum. Wir erinnern uns am Pessachfest an den Auszug des Volkes Israel aus der Sklaverei, am Laubhüttenfest (Sukkot) an die Wanderung in der Wüste, Chanukka an den Sieg der Makkabäer, Purim an die Errettung der Juden durch Ester und am Schabbat an die Schöpfung der Welt. Feiertage sind wiederkehrende Ereignisse und formen unsere Gegenwart. Die Wiederholung und Stärkung der Erinnerung ist ein ständiger Lernprozess, dem wir uns unterziehen. Unsere Vergangenheit ist die Basis der Gestaltung der Gegenwart.“* (Yaacov Zinvirt im Themenheft 2013).

Wenn das Judentum solcherart die Bedeutung von „Erinnern“ unterstreicht, hilft es seinen christlichen Geschwistern, die Echtheit und Tiefe des Erinnerungsprozesses als Gestaltgeber ihrer eigenen Religion besser zu verstehen. Wenn darüber hinaus „Erinnern“ ein konstitutiver Prozess jeder Gesellschaft ist, lässt sich kulturwissenschaftlich neutral mit J. Huizinga und E. Cassirer von Geschichte als einer „intellektuellen Form“ sprechen, in der eine Zivilisation sich selbst Rechenschaft gibt von ihrer Vergangenheit. Und selbst wenn diese meint, keine religiöse „Letztverankerung“, oder einen Transzendenzbezug, kein „Von außerhalb“, mehr nötig zu haben, ist doch „Erinnerung“ der erweiterte Rahmen von sinnhaltiger Geschichtstätigkeit einer Zivilisation, die sich

Sinn konstruiert, indem sie vor sich selbst Rechenschaft ablegt. Auch eine durch und durch säkulare Gesellschaft bleibt darum auf „Erinnern“ angewiesen und der Erinnerung verpflichtet. „Vergessen“ dagegen zerstört die Grundlagen der Gesellschaft und ihre identitätsstiftenden Verständigungsprozesse über ihre Her- und Hinkunft. Das müssen sich alle sagen lassen, die einer Erinnerungskultur im Verhältnis Deutschland – Judentum oder Judentum – Christentum kritisch gegenüber stehen. Dazu H. Katz im Themenheft 2013: *„Die Erinnerungen müssten dazu dienen, dass sich die Geschichte, welche zum Holocaust geführt hat, nie wiederholt. Diese Erinnerungen müssen keine schweren Schmerzen verursachen, die uns in unseren Entscheidungen beeinflussen. Sie müssen aber trotzdem immer sichtbar sein. Die Wunde soll nicht eitern, sie soll endlich verheilen, sodass uns die entstandene Narbe immer an die Vergangenheit erinnert.“* Der Politiker Hans-Jochen Vogel hat 1993 die Vereinigung „Gegen Vergessen – Für Demokratie“ mit begründet. Auch diese Vereinigung sieht im „Erinnern“ ein Binnenprinzip der Demokratie, um dem Abreißen des Gedächtnisses an die jüngere Vergangenheit entgegen zu wirken und auf die schon damals aufbrandende Welle der rechtsextremen Gewalt zu reagieren. Es geht dabei um die Bewahrung und Verteidigung der Grundlagen unseres Gemeinwesens. Daran zu „erinnern“, können wir Israel und dem Judentum dankbar sein. Jehuda Amichai hat das Erinnerungspotenzial des jüdischen Volkes melancholisch und kritisch in seinem Gedicht *„Für immer und ewig süße Entstellungen“* reflektiert, aus dem ich zum Abschluss einige Zeilen zitiere:

WAS IST JÜDISCHE ZEIT: Ein dunkles, trauriges Getränk, und manchmal kommen die Schläge und schlagen es zu leichtem Schaum wie Freude.

WAS IST EIN JÜDISCHER ORT: Experimentierplätze Gottes, an denen er neue Meinungen erprobt und neue Waffen, Übungsplätze für seine Engel und Geister. Eine rote Fahne ist dort aufgestellt: Achtung, Feuer!

WAS IST DAS JÜDISCHE VOLK: Der Prozentsatz, der bei Übungen umkommen darf, das ist das jüdische Volk (aus: Wie schön sind deine Zelte, Jakob. München 1988).

Detlef G. Theobald, B.A., Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Freiburg

*„Auf seine Freiheit verzichten, heißt auf seine Menschenwürde,
seine Menschenrechte, selbst auf seine Pflichten verzichten“¹*

Ich leite diesen Aufsatz mit einem Zitat Jean-Jacques Rousseaus ein, weil es m.E. in seiner basalen Ausrichtung dem gleichen Dreiklang folgt, wie das vom Deutschen Koordinierungsrat ausgegebene Motto der diesjährigen Woche der Brüderlichkeit: Freiheit – Vielfalt – Europa! Für den Philosophen war offensichtlich, dass es zur Realisierung von Freiheit drei unabdingbarer Grundvoraussetzungen bedarf, nämlich der Menschenwürde, der Menschenrechte und der Pflichten des Menschen. Dieser Dreiklang spiegelt sich m. E. auch im diesjährigen Motto Freiheit – Vielfalt – Europa wider. Denn Freiheit lässt sich in Gesellschaften des 21. Jahrhunderts nur realisieren, wenn die individuellen und unabdingbaren Menschenrechte, die sich aus der individuellen und gleichfalls unabdingbaren Würde des Menschen ergeben, sich in ihrer Vielfalt frei entwickeln können und den subjektiven Bedürfnissen des Einzelnen entsprechen. Gleichwohl kann sich diese Vielfalt wiederum nur im intersubjektiven sozialen Raum der wechselseitigen Pflichten einer Gesellschaft entfalten. Für die Erfüllung der wechselseitigen Pflichten steht aus europäischer Sicht das geeinte Europa.

Mit anderen Worten: Freiheit – Vielfalt – Europa könnte im philosophischen Verständnis Rousseaus mit den Determinaten der Freiheit – Menschenwürde/Menschenrechte – Pflichten gleichgesetzt werden.

1 Jean-Jacques Rousseau (1712 – 1778), Der Gesellschaftsvertrag oder Die Grundsätze des Staatsrechtes, Kapitel 4, Sklaverei, 1758, in <http://www.textlog.de/2341.html>, abgerufen am 03.04.14

Dies führt mich zum eigentlichen Thema dieses Aufsatzes, nämlich den Überlegungen Martha Craven Nussbaums, die diesen gesellschaftsvertraglichen Überlegungen ihre ergänzende und an das 21. Jahrhundert angepasste Theorie hinzufügt.

Kontraktualismus und Fähigkeitenansatz nach Martha C.

Nussbaum

Martha Craven Nussbaum kritisiert, aus meiner Sicht vollkommen zu Recht, dass die gesellschaftsvertraglichen Theorien von insbesondere Thomas Hobbes in erster Linie davon geprägt waren, dass die klassischen Vertragspartner dieser Theorie Männer gewesen seien, die zu produktiver und ökonomischer Tätigkeit in der Lage waren. Demzufolge wurden „Frauen (die [in dieser Zeit] nicht als „produktiv“ galten), Kinder und alte Menschen nicht als Teilnehmer der Verhandlungssituation verstanden“.² In der weiteren Folge stellt sie fest, dass sich diese Exklusion auch auf Menschen mit starken oder atypischen körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen bezog. Gleichwohl umfasste dieser Kontraktualismus lediglich die oben angeführten Teilnehmer eines nationalstaatlichen Gebildes. Ebenso wurden Fragen der Spezieszugehörigkeit gänzlich ausgeklammert.³ Diese Überlegungen Martha C. Nussbaums machen deutlich, welches Anliegen sie mit diesen Analysen verfolgt. Ausgezeichnet illustriert werden ihre Überlegungen auch in einem Artikel Hilal Sezgin vom 20. Mai 2009 (zeit-online)⁴. Im Artikel „Nicht von Brot alleine“ beschreibt Hilal Sezgin Martha Craven Nussbaum als Philosophin, die den Anspruch habe, sich theoretisch um die menschliche Zukunft zu sorgen, indem sie sich um eine umfassende und normativ gehaltvolle Theorie des menschlichen Daseins bemühe. Dies, so Hilal Sezgin, sei der Anspruch dieser einzigartigen Humanistin und Ekklektizistin. Dabei bezieht sich die Autorin Hilal Sezgin auf Martha Nussbaums Hauptwerk – Die Grenzen der

2 Nussbaum, Martha Craven. Die Grenzen der Gerechtigkeit – Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2010, S33.

3 Nussbaum, Martha Craven. Die Grenzen der Gerechtigkeit – Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2010, S38ff

4 Sezgin, Hilal. „Zeit Online – Generationen, Nicht von Brot allein.“ 20. Mai 2009. <http://www.zeit.de/2009/22/PD-Nussbaum> (Zugriff am 27. Oktober 2013).

Gerechtigkeit, 2010 – und wählt für den Titel ihres Artikels ein Zitat aus Mt 4,3-4. „*Und der Versucher trat zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß (sic!) diese Steine Brot werden. Und er antwortete und sprach: Es steht geschrieben: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht*“. Die Autorin rezensiert, dass es Martha Nussbaum um die anthropologische Ausstattung des Menschen gehe, die von körperlicher Integrität, der Entwicklung des Verstandes, der Emotionen und Sinne, der kulturellen Geselligkeit, des Für-Sich-Seins und dem Kontakt zur Natur geprägt sei.⁵ Eben mehr als nur Brot! Den Mensch in seinem So-Sein anzusprechen, ist Martha Nussbaum ein offensichtliches Anliegen.

Somit wird deutlich, dass es in diesem kontextuellen Zusammenhang nicht um die Frage geht, ob im hobbesianischen Sinne, Männer auf Freiheit und somit Menschenrechte, Menschenwürde und Pflichten verzichten, sondern es vielmehr angezeigt ist, dass die von Martha Craven Nussbaum bezeichneten Personengruppen oder gar Spezies in die Überlegungen um einen zu erneuernden Gesellschaftsvertrag inkludiert werden müssen. Dass dieses Postulat im Motto Freiheit – Vielfalt – Europa mitgedacht werden muss – und ich unterstelle – auch mitgedacht wurde, ist meiner Auffassung nach zwangsläufig. M.A. nach ist der Kontraktualismus eine prozeduralistische Gesellschaftstheorie, die ihre Grundannahmen aus einer Art Naturzustand (u.a. Thomas Hobbes) bzw. Urzustand (u.a. John Rawls) heraus entwickelt. Dieser Urzustand wird von John Rawls als ein angemessener Ausgangszustand bezeichnet, weil die ihm zugrunde liegenden Vereinbarungen als fair zu bezeichnen sind. Insofern basiert der Kontraktualismus auf einer ursprünglich festgelegten Entscheidungsstruktur, die von den Determinanten Freiheit, Gleichheit und Unabhängigkeit (ein weiterer Dreiklang, der sich in die Thematik dieses Aufsatzes einfügt) geleitet sind. Daraus werden Prinzipien abgeleitet, die per definitionem angemessen sind.⁶ Mit anderen Worten, dieser kontraktualistische Akt

5 Ebd.

6 Nussbaum, Martha Craven. Die Grenzen der Gerechtigkeit – Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2010, S. 85 i.V.m. S.

führt zu einer an der Vernunft orientierten Gerechtigkeitsvorstellung der zum Zeitpunkt der Übereinkunft beteiligten „Vertragspartner“ und ist daher relativ statischer Natur. Diese Vernunftorientierung macht zugleich deutlich, dass sich John Rawls mit diesem Verständnis in kantischen Kategorien der Vernunft bewegt.

Ein wesentliches Momentum dieser Theorie ist ferner, dass die Beteiligten weder ihren Status, ihre Klasse, noch ihre relativen Gaben wie Intelligenz oder Körperkraft zum Zeitpunkt dieses Urzustandes kennen. John Rawls kreiert hierfür den Begriff des Schleiers des Nichtwissens. In diesem Kontext argumentiert John Rawls in seinem Werk „Eine Theorie der Gerechtigkeit“ selbst mit Immanuel Kant. Immanuel Kant verweise mit seinem Postulat der Maxime des Handelns ja selbst auf einen Bereich des Unbekannten, wenn er sagt, dass dem Handeln die Maxime eines allgemeinen Naturgesetzes zu Grunde liegen müsse.⁷

Ein weiteres wesentliches Kriterium des Kontraktualismus ist, dass davon ausgegangen wird, dass die Menschen einer kooperativen Veränderung der vereinbarten Prinzipien nur dann zustimmen, wenn sie sich dadurch einen eigenen Vorteil versprechen. John Rawls sieht hier in Begründung der zweiseitigen Person des Urzustandes – ähnlich wie Amartya Sen – durchaus Elemente der auf den anderen bezogenen Motivationen des Handelns. Diese resultieren seiner Auffassung nach nicht auf altruistischen Motivationen, sondern ausschließlich auf der eigenen Definition vom Guten. Darüber hinaus geht der prozeduralistische Kontraktualismus John Rawls von einer, wie er sie selbst nennt, wohlgeordneten Gesellschaft aus. Eine solche ziele auf das Wohl der Mitglieder einer Gesellschaft ab.⁸

Martha Craven Nussbaum stellt in diesem Kontext fest, „*die Menschen wollen zusammenleben und sie wollen gut zusammenleben*“.⁹

7 Rawls, John. Eine Theorie der Gerechtigkeit. 1. Auflage 1975. Übersetzung: Hermann Vetter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1975, S. 159, in der Fn11

8 Rawls, John. Eine Theorie der Gerechtigkeit. 1. Auflage 1975. Übersetzung: Hermann Vetter. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1975, S. 493 ff

9 Nussbaum, Martha Craven. Die Grenzen der Gerechtigkeit – Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2010, S. 126

Dies kann sie im Bewusstsein formulieren, dass sie davon überzeugt ist, dass der Mensch von Natur aus politisch ist und für ihn das „Gute“ politisch und sozial ist. Sie sieht sich hier in einer direkten Linie zu Aristoteles und Karl Marx, die den Menschen als soziales und politisches Wesen definierten, welches in der Beziehung mit anderen seine Erfüllung finde.¹⁰

Auch wenn Martha Nussbaum betont, dass sich die kontraktualistische Gerechtigkeitstheorie John Rawls sehr nahe an ihren eigenen Überlegungen eines Fähigkeitsansatzes befinde, muss meines Erachtens auf folgendes hingewiesen werden:

Der kontraktualistische Ansatz hat m.E. den entscheidenden Schwachpunkt, dass er die Interessen der o.g. Gruppen nicht oder nicht ausreichend berücksichtigt. Die von John Rawls definierte sog. „wohlgeordneten Gesellschaft“ geht daher von einem Status quo aus, der systemisch betrachtet, die Gefahr in sich birgt, per se exkludierende Mechanismen hervorzubringen.

John Rawls stellt in der Herleitung der Anwendungsverhältnisse der Gerechtigkeit zwar darauf ab, dass die faire Kooperation zwischen Individuen in einer wohlgeordneten Gesellschaft das erfolgsversprechendste Verhalten darstellt. Diese Feststellung klärt meiner Auffassung nach aber nicht hinreichend, wie die so benannte faire Kooperation wiederum unfaire, unterschiedliche Bedingungen in einer Gesellschaft beheben soll. Denn die Bürger einer so verstandenen wohlgeordneten Gesellschaft, die eine auf dieser Gesellschaft basierende moralische Erziehung durchlaufen haben, sehen in der Abänderung der theoretisch unfairen Bedingungen gegenüber anderen Personen u. U. keinen individuellen oder Gruppen-Vorteil, der ihre Kooperation zur Veränderung dieser Ungerechtigkeit notwendig machte (vgl. Nussbaum 2010, S. 92).

Insofern verweist Martha C. Nussbaum aus meiner Sicht folgerichtig darauf, dass die von John Rawls (vgl. hierzu auch Axel Honneth¹¹)

10 Nussbaum, Martha Craven. Die Grenzen der Gerechtigkeit – Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2010, S. 96

11 Honneth, Axel. Das Recht der Freiheit – Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2011, S. 115 „Wenn wir aber diese Art von sozialer

benannten Institutionen jene Funktion übernehmen müssten, die die „normal produktiven Bürgerinnen“ – in der Bundesrepublik Deutschland würde man von der bürgerlichen Mitte sprechen – diskursiv anleiten müssten, um zu einem inklusiven Denken, der Freiheit aller Menschen zu gelangen. Dies schließt auch die diskursive Anleitung dieser Bevölkerungsgruppen mit ein, weshalb diese u.U. mit zusätzlichen ökonomischen Lasten an der Behebung von Ungerechtigkeiten beteiligt werden müssten.

Diskursiv anleiten heißt in diesem Kontext eben nicht bevormunden. Vielmehr müssen die Menschen im intersubjektiven Verständnis der Kommunikation im sozialen Raum (Jürgen Habermas und Karl-Otto Apel¹²) systematisch dazu befähigt werden, ihre Interessen zu artikulieren und vertreten zu können. Hierzu sind die Institutionen der Bildung ebenso aufgefordert, wie alle demokratisch ausgerichteten Institutionen einer demokratisch verfassten Gesellschaft. Meines Erachtens kommt dabei den intermediären Institutionen wie z. B. Gewerkschaften, Kirchen, aber auch einer Institution wie der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, eine zentrale Rolle und Bedeutung zu. Hier kann angeleitet und motiviert werden, dass sich die

Freiheit als den Kern all unserer Freiheitsvorstellungen verstehen, gegenüber sich die anderen hier behandelten Ideen von Freiheit nur derivativ verhalten, dann müssen wir daraus mit Hegel auch die Konsequenz einer Revision unserer herkömmlichen Gerechtigkeitskonzeptionen ziehen: Was in modernen Gesellschaften >>gerecht<< heißt, darf sich nicht mehr nur einfach daran bemessen, ob und in welchem Umfang alle Gesellschaftsmitglieder über negative oder reflexive Freiheiten verfügen, sondern muss (sic!) vorgängig dem Maßstab genügen, diesen Subjekten gleichermaßen die Chance zur Partizipation an Institutionen der Anerkennung zu gewähren“.

12 Hier setzt die diachrone entwicklungsgeschichtliche Selbstverwirklichung des Menschen an, in der das Medium der öffentlichen Sprache eine wesentliche Bedeutung spielt und sich das Individuum in einem lang anhaltenden reflexiven Prozess selbst entwickelt. Jürgen Habermas und Karl-Otto Apel haben dieses reflexive Selbstwerden des Subjekts in einen noch stärkeren gesellschaftlichen Zusammenhang gestellt. In einem, wie sie es beschreiben, Deliberationsprozess ereignet sich die Subjektwerdung in einem Prozess des Aushandelns zwischen Subjekt und öffentlichem Raum. Das Subjekt muss das Ergebnis seiner Reflexionen, seines Denkens in den gesellschaftlichen Kontext, die Realität von Institutionen, stellen, um den eigenen Zielvorstellungen zur Realisierung zu verhelfen. Vgl. hierzu Honneth, Axel. Das Recht der Freiheit – Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2011, S. 66ff

Menschen aus der „Komfortzone“ des Alltäglichen herausbewegen, ihre allzuoft vorhandenen Befürchtungen hinsichtlich des gesellschaftlichen Wandels ablegen und sie sich somit in Richtung einer positiven Energie des inklusiven „Zukunft-Gestalten-Wollens“ bewegen.

In diesem Zusammenhang greife ich Martha C. Nussbaums Analyse, dass der Mensch von Natur aus politisch und für ihn das „Gute“ politisch und sozial sei, auf und führe diese Aussage zu einer weiteren Behauptung, nämlich jener, dass der aktuelle postmoderne und individualisierte Mensch zwar politikerverdrossen jedoch nicht politikverdrossen ist.

Nach meiner Einschätzung führen diese Überlegungen zu den Stärken eines Fähigkeitsansatzes à la Martha Nussbaum. Diese Theorie des Fähigkeitsansatzes benennt in bestechender Manier, die in jedem Menschen innewohnenden Grundfähigkeiten. Diese können gewissermaßen vor unserem geistigen Auge als die Maxime unseres gesellschaftlichen Seins erscheinen und sich somit zum Handlungsauftrag eines jeden Subjektes und Institution der Gesellschaft entwickeln.

Der Fähigkeitsansatz nach Martha C. Nussbaum

Wie bereits angedeutet, vertritt Martha C. Nussbaum die Auffassung, der ich mich anschließe, dass die hohe kantianische Anforderung an die Intelligenz der Subjekte dazu führen muss, dass man ein Minimum an Grundsätzen formuliert, die von einem Großteil der Menschen in ihren lebensweltlichen Kontexten auch nachvollzogen werden können. Die von Martha C. Nussbaum vorgelegte Liste der *„zehn zentralen menschlichen Fähigkeiten“* folgt deshalb konsequent dem partizipativen Ansatz der Offenheit sowie dem Verständnis der symmetrischen und reziproken Kommunikation innerhalb der Gesellschaft, wie ihn auch u.a. Axel Honneth und Jürgen Habermas (siehe oben) in ihren Theorien der Intersubjektivität beschreiben. Auch hier befindet sich Martha C. Nussbaum gewissermaßen auf aristotelischem Terrain, wenn sie feststellt, dass die von ihr allgemein gehaltenen Liste die Basis dafür ist, *„eine konkrete Präzisierung des allgemei-*

nen Guten aus den jeweiligen lokalen Bedingungen zu entwickeln“.¹³ Dabei verweist sie darauf, „dass die aristotelische Konzeption des Guten zwar stark aber vage sei“¹⁴, aber gleichermaßen, weil eben nicht paternalistischer Natur, „eine Aufforderung, an einem intellektuellen Abenteuer teilzunehmen“ ist. „Die starke vage Konzeption ist nur solange wertvoll und hat nur so lange Bestand, wie sie solche Abenteuer anleiten kann“¹⁵. Gleichwohl kann bei Martha Nussbaums Liste der zentralen menschlichen Fähigkeiten das aristotelische Verständnis der Glückseligkeit zu Grunde gelegt werden, welches die äußeren, körperlichen und seelischen Güter des Menschen umspannt. Diese aristotelische Grundausrichtung führt sie zu methodologischen Überlegungen, die insgesamt sechs Punkte umfassen:

- I. Die Liste sei bewusst offen gehalten, um sie für einen kontinuierlichen Modifizierungsprozess unterschiedlicher Gesellschaften gestaltbar zu halten.
- II. Gleichwohl sei sie auf abstrakte und allgemeine Art und Weise formuliert, damit sie von den Bürgerinnen und Bürgern der jeweiligen Gesellschaft partizipatorisch mitgestaltet werden könne.
- III. Sie verzichtet auf metaphysische Fundierungen und sei trotzdem eine normative Konzeption, die gleichzeitig von Menschen verschiedener Kulturen und Religionen unterstützt werden könne.
- IV. Darüber hinaus sei sie an Fähigkeiten und nicht an Tätigkeiten orientiert. Dies ermögliche es den Menschen, die so determinierten Fähigkeiten, wie z. B. dem Wahlrecht zuzustimmen, obwohl sie selbst ein solches aus z. B. religiösen Überzeugungen nicht wahrnehmen wollen oder können und daher eine Wahlpflicht als Beeinträchtigung ihrer Religionsfreiheit sähen.

13 Nussbaum, Martha Craven. *Gerechtigkeit oder Das gute Leben – Gender Studies*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1999, S. 75.

14 Nussbaum, Martha Craven. *Gerechtigkeit oder Das gute Leben – Gender Studies*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1999, S. 72.

15 Nussbaum, Martha Craven. *Gerechtigkeit oder Das gute Leben – Gender Studies*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1999, S. 76.

- V. Gleichwohl müsse eine solche Liste auch entscheidende Freiheitsrechte beinhalten, hinter welchen keine Gesellschaft zurückbleiben dürfe und die somit unverhandelbar seien.
- VI. Schlussendlich seien sie politisch rechtfertigbar auch wenn die Durchsetzung gegenüber souveräner Staaten nicht erzwungen werden dürfe. Sie sei somit eine Grundlage für Überzeugungsarbeit, die die jeweiligen Institutionen und Regierungen kommunikativ mit Bürgerinnen und Bürgern zu leisten hätten.

Mit diesen Überlegungen macht Martha Nussbaum deutlich, dass sie die Würde jedes einzelnen Menschen und dessen Anrecht auf ein menschenwürdiges Leben in das Zentrum ihres Fähigkeitsansatzes rückt. Gemitteltem, relativiertem oder einem wie auch immer gemessenen gesamtgesellschaftlichem Wohlbefinden, wie z.B. der Kenngröße eines Bruttoinlandproduktes oder Durchschnittseinkommens erteilt sie somit eine klare Absage. Mit anderen Worten *„eine Steigerung des Wohlergehens einer Person kann das Elend einer anderen Person nicht ausgleichen“*¹⁶. Andererseits sind aber auch Reibungspunkte zu erkennen, wenn sie auf der einen Stelle von Unverhandelbarkeit und an anderer Stelle von Variabilität spricht. Oder anders gefragt, wie verhalten sich individuelle Fähigkeiten zum politischen Liberalismus?

Trotz dieser offensichtlichen Reibungspunkte bin ich der Auffassung, dass die Überlegungen des Fähigkeitsansatzes höchst kompatibel mit einem christlich-jüdischen Gerechtigkeitsverständnis sind. Mit einer kurzen Darstellung der Liste dieser Fähigkeiten wird diese Feststellung sicherlich belegt. Diese Liste, so Martha Nussbaum selbst, soll der abstrakten Idee John Rawls von Würde ein konkretes Profil und Inhalt geben.¹⁷ Um die Bezugslinien zum Thema Freiheit – Vielfalt – Europa herzustellen, soll eine stark verkürzte Darstellung dieser Liste genügen, da sie meiner Auffassung nach, auch in der gekürzten Darstellung, ihre gesamte Aussagekraft zu entfalten in der Lage ist. Sie umfasst demnach folgende Punkte, die ich jeweils aus dem Original-

16 Nussbaum, Martha Craven. Die Grenzen der Gerechtigkeit – Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2010, S. 118

17 Nussbaum, Martha Craven. Die Grenzen der Gerechtigkeit – Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit. Berlin: Suhrkamp Verlag, 2010, S. 111

werk sowie der deutschen Übersetzung von (Nussbaum, Die Grenzen der Gerechtigkeit – Behinderung, Nationalität und Spezieszugehörigkeit 2010) rezipiere:

1. Leben („Life“): Die Fähigkeit ein Leben führen zu können, welches von normaler Dauer ist. Dies meint, nicht zu sterben, bevor das Leben nicht mehr lebenswert ist.
2. Gesundheit („Bodily Health“): Die Fähigkeit sich gesund erhalten zu können. Dies impliziert eine adäquate medizinische Versorgung ebenso wie gesunde Ernährung und sichere Unterkunft.
3. Körperliche Integrität („Bodily Integrity“): Die Fähigkeit einer größtmöglichen Bewegungsfreiheit sowie der Sicherheit vor Gewalt gegen die eigene Person. Dies schließt die freie Wahl über die Formen der Reproduktion sowie der sexuellen Befriedigung mit ein.
4. Sinne, Vorstellungskraft und Denken („Senses, Imagination and Thought“): Die Fähigkeit der Entfaltung individueller Intelligenz und zwar in einer „wahrhaft menschlichen Weise“. Das mit dieser in enger Verbindung stehende Recht, dass diese Fähigkeiten von einer „angemessenen“ Erziehung und Bildung kultiviert und gefördert werden. Dies schließt die freie Entfaltung kreativ-kultureller und religiöser Ansichten mit ein. Die Fähigkeit, in dieser Entfaltung positive wie erfüllende Erfahrungen zu machen, schließt die Vermeidung von unnötigem Schmerz, wie z. B. fehlender Anerkennung dieser Fähigkeiten, mit ein.
5. Gefühle („Emotions“): Die Fähigkeit, sich dem anderen zuwenden zu können, um dabei Liebe und anerkennende Wertschätzung zu erfahren und zu vermitteln. Dies impliziert die Fähigkeit, beim „Ausleben“ dieser Gefühle frei von Angst sein zu können und schließt ein, dass alle Arten der menschlichen Gemeinschaft, die dieses ermöglichen, zu fördern sind.
6. Praktische Vernunft („Practical Reason“): Die Fähigkeit, im Schutze der Gewissens- und Religionsfreiheit das eigene Leben sowie eine Auffassung des Guten zu entwickeln und zu reflektieren.
7. Zugehörigkeit („Affiliation“): Die zweigeteilte Fähigkeit, über ein intersubjektives Verhalten einerseits, sowie der Selbstachtung andererseits zu verfügen. Das schließt ein, dass die Fähigkeit der Em-

pathie in Beziehung zu sich und anderen zur Entfaltung kommen kann und ethnische, gender-spezifische, sexuelle sowie religiöse Eigenschaften vor Diskriminierung geschützt sind. Auch bei diesen Fähigkeiten haben Institutionen dazu beizutragen, dass sich diese entfalten können.

8. Andere Spezies („Other Species“): Die Fähigkeit zur Entwicklung einer teilnehmenden Beziehung einer natürlichen Umwelt gegenüber.
9. Spiel („Play“): Die Fähigkeit zur Regeneration menschlicher Ressourcen durch z. B. erholsame Aktivitäten wie des Spielens und Lachens.
10. Kontrolle der eigenen Umwelt („Control over One`s Environment“): Die zweigeteilte Fähigkeit der politischen Partizipation einerseits sowie der distributiv-egalitären Teilhabe an Gütern und Arbeit einer Gesellschaft andererseits. Die so formulierte Fähigkeit zur Partizipation an politischen Prozessen einer Gesellschaft impliziert den Schutz vor ungerechtfertigter Durchsuchung und Festnahme ebenso wie die Förderung von Intersubjektivität und Anteilnahme zwischen den Arbeitnehmerinnen wie zum Beispiel der Vereinigungsfreiheit.

Diese Liste der zehn universalen Grundfähigkeiten zur Ermöglichung eines menschenwürdigen Lebens machen deutlich, wie die Theorien Marta C. Nussbaums, aber auch Axel Honneths und Jürgen Habermas‘ im Sinne einer komplementären Distribution dazu beitragen können, ein Verständnis zu befeuern, welches von Freiheit und gerechter Anerkennung des Individuums geleitet ist.

Das diesjährige vom Deutschen Koordinierungsrat ausgegebene Motto: Freiheit – Vielfalt – Europa zur Woche der Brüderlichkeit trägt in seiner speziellen Anordnung genau jene Maximen der Teilhabe und Anerkennung des menschlichen Individuums in sich.

Dieses Verständnis von Teilhabe und Anerkennungsgerechtigkeit gepaart mit der Umsetzung partizipativer Bildungsangebote und Kommunikationsprozesse ist es, welchem sich die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg tagtäglich mit ihren ehrenamtlichen Vorstandsmitgliedern verpflichtet fühlt.

*„Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“
(2. Kor. 3,17)*



*Abbildung 14
Fotomontage von Detlef G. Theobald*

Musik am Eröffnungsabend der Woche der Brüderlichkeit: 10. März 2014

Ausführende

Heike Jansen, Mezzosopran,
Sebastian Wohlfarth, Viola,
Florian Bischof, Klavier.

Musikalisches Programm

Max Bruch, Kol Nidrei op. 47,
Heinrich von Herzogenberg: Geistliche Gesänge für Mezzosopran,
Viola und Klavier,
Manuel de Falla, Suite Populaire Espagnole, 1. Satz: El paño muruno,
6. Satz, Jota, Bearbeitung für Viola und Klavier.

Bildquellennachweis

Abbildung 1: Bildcollage Amtszimmer des Oberbürgermeisters Dr. Dieter Salomon sowie Eingangsbereich des Rathauses: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.

Abbildung 2 und 2a: Haupteingang des SWR-Studios in der Kartäuserstraße 45, Freiburg: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.

Abbildung 3: Eingangsbereich und Wappen am Freiburger Rathaus: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.

Abbildung 4: Logo der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (übernommen aus dem Flyer der Gesellschaft): Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.

Abbildung 5: Synagoge der Israelitischen Gemeinde Freiburg K.d.ö.R, Nussmannstraße 14 in Freiburg: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.

Abbildung 6: Logo von der Homepage Egalitäre Jüdische Chawurah Gescher e.V. <http://www.gescher-freiburg.de/>

Abbildung 7: Erzdiözese Freiburg, Erzbischöfliches Ordinariat in der Schoferstraße und Freiburger Münster: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.

Abbildung 8: Lutherkirche der ev. Pfarrgemeinde West sowie offizielles Logo der Ev. Landeskirche in Baden: http://www.ekiba.de/html/content/logos_grafiken.html?&stichwortsuche=Logo: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.

Abbildung 9: Ein ergreifender, inniger Auftakt (<http://www.badische-zeitung.de/freiburg/ein-ergreifender-inniger-auftakt--81775579.html>); Foto: Michael Bamberger. Eröffnungsabend der Woche der Brüderlichkeit am 10. März 2014 im SWR-Studio Freiburg.

- Abbildung 10:** Rivka Hollaender, Foto: Michael Bamberger – Mein Leben ist Dialog (Rubrik: Leute in der Stadt: <http://www.badische-zeitung.de/freiburg/mein-leben-ist-dialog--81820453.html>)
- Abbildung 11:** Badische Zeitung Freiburg, Pressehaus: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.
- Abbildung 12:** Ernst-Lange-Haus, Evangelisches Forum in der Habsburgerstraße 2, Freiburg: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.
- Abbildung 13:** Eingang Ernst-Lange-Haus, Evangelisches Forum in der Habsburgerstraße 2, Freiburg: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.
- Abbildung 14:** Fotomontage von Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.
- Abbildung 15:** Schlossbergsaal im SWR-Studio in der Kartäuserstraße 45, Freiburg: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.
- Abbildung 16:** Freiburger Münster sowie Vorplatz der Synagoge der Israelitischen Gemeinde Freiburg K.d.ö.R, Nussmannstraße 14 in Freiburg mit Logo der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg e.V.: Detlef G. Theobald, Pressereferent der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg.

Der Vorstand der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit bedankt sich nochmals sehr herzlich bei der Rednerin, den Rednern, der Musikerin und den Musikern zur Woche der Brüderlichkeit 2014:

Dr. Dieter Salomon, Oberbürgermeister der Stadt Freiburg

Rainer Suchan, Studioleiter SWR Freiburg

Ulrich von Kirchbach, Kulturbürgermeister Stadt Freiburg

Prof. Dr. Wilhelm Schwendemann, Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Freiburg

Rivka Hollaender, Jüdische Gemeinde Freiburg

Richard Ernst, Egalitäre Jüdische Chawurah Gescher e.V.

Stadtdekan Wolfgang Gaber, Katholische Kirche Freiburg

Dekan Markus Engelhardt, Evangelische Kirche Freiburg

Julia Littmann, Redakteurin der Badischen Zeitung Freiburg

Pfarrer Andreas Bordne, Leiter der evangelischen Erwachsenenbildung und des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt Freiburg

Prof. Dr. Bernd Feininger, PH-Freiburg

Detlef Theobald, Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg

Heike Jansen, Mezzosopran

Sebastian Wohlfarth, Viola,

Florian Bischof, Klavier



Abbildung 15
Schlossbergsaal im SWR-Studio in der Kartäuserstraße 45, Freiburg

Der Vorstand der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Freiburg e.V.:

Rivka Hollaender
Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier
Prof. Dr. Wilhelm Schwendemann
Heike Jansen
Wilma Jansen
Janina Kalinnik
Ulrike Meder
Nicole Noa
Medea Tenberg
Richard Ernst
Prof. Georg Gnandt
Ossi W. Pink
Detlef G. Theobald



*Abbildung 16
Freiburger Münster sowie Vorplatz
der Synagoge der Israelitischen
Gemeinde Freiburg K.d.ö.R, Nuss-
mannstraße 14 in Freiburg mit
Logo der Gesellschaft für Christ-
lich-Jüdische Zusammenarbeit
Freiburg e.V.*